9/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Dramatische Nächte

Story über Raumfahrtunternehmen „Quant"

Arzt und Poet

Die Erlebnisse des Dr. Schtscherbak

Yvonne und Yvette

Zwei schnelle Mädchen vom SC Karl-Marx-Stadt – Wie erfolgreich sind Zwillinge im Sport?

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Kosmos
Rettung einer Raumstation – Mir-Quant **Seite 4**

Erdgastrasse
Bei den Förstern am DDR-Abschnitt der künftigen Erdgasleitung PROGRESS im Ural **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Auch im Fußball machen jetzt Zwillinge Furore – die Sawitschews von Torpedo **Seite 16**

Polemik
Bremsen der Hochrüstung **Seite 20**

Mensch und Natur
Wie klug sind „sprechende Vögel?“ **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Serie
Der falsche Attaché **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Die verdächtige Kiste **Seite 28**

Musik
Die Töne buchstabieren bitte – Ein Beitrag über den sowjetischen Violin-Virtuosen Oleg Kagan **Seite 30**

Erzählung
Jordan Raditschkow: Grasen bei Nacht **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab“ **Seite 40**

Wissenschaft
Computer im Reich der Mitte Seite 42

Leserforum **Seite 44**

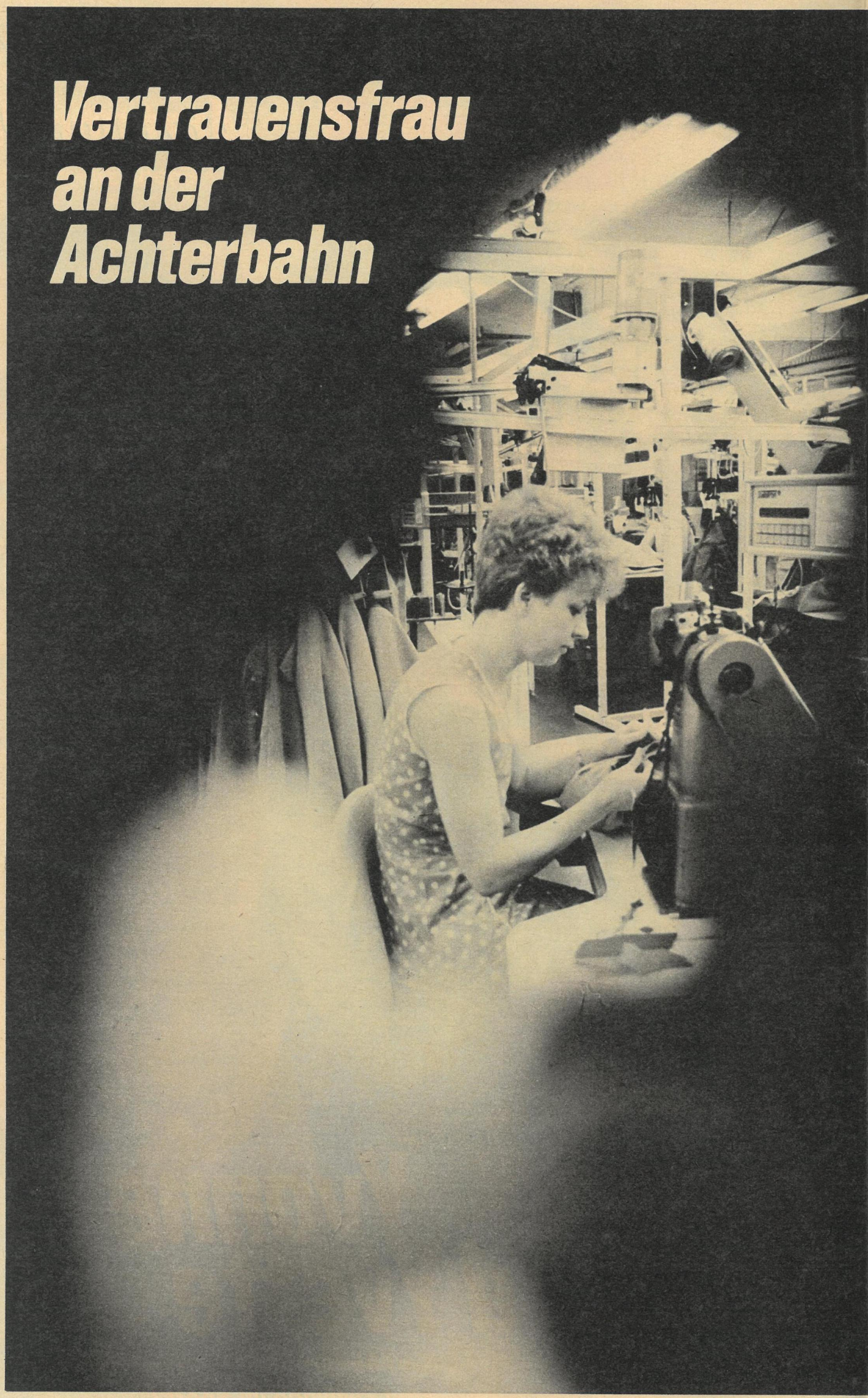
Literatur
Poet und Epidemiologe – Porträt des ukrainischen Schriftstellers Juri Schtscherbak **Seite 46**

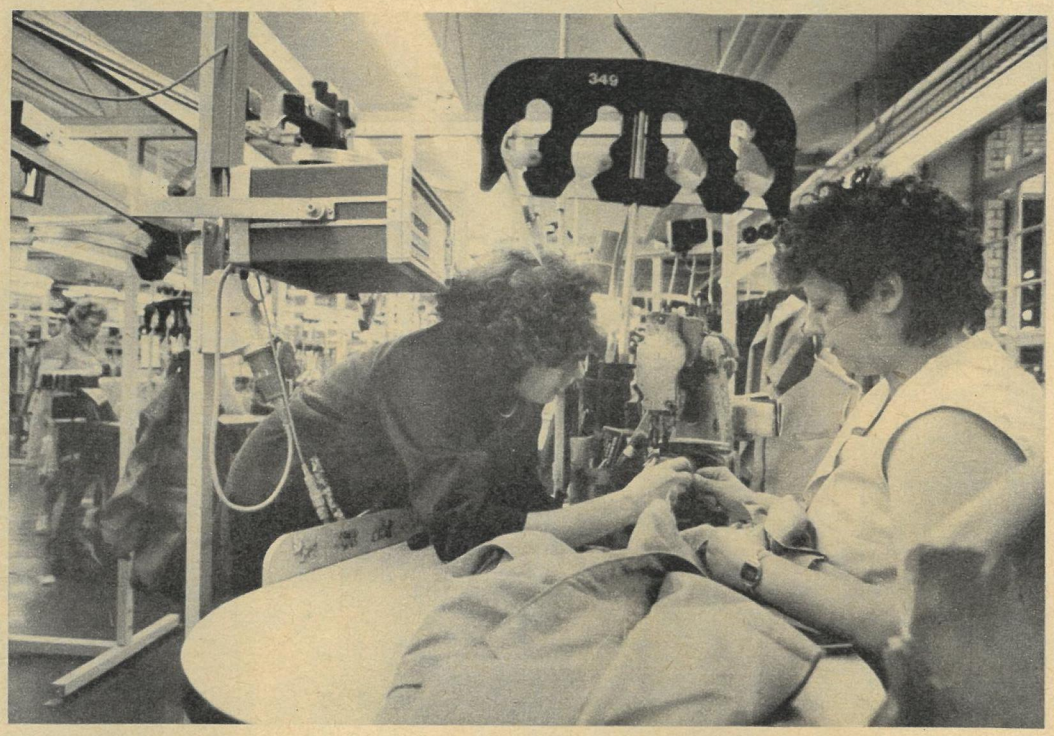
Meeresforschung
Erste Ergebnisse des größten Ostsee-Experiments PEX 86 **Seite 52**

Titelfoto:
Die Zwillingstöchter der Bürgermeisterin Hanna Grabner, Yvonne und Yvette, fotografiert von Detlef Christel

Redaktionsschluß für dieses Heft: **20. 4. 1987**

Vertrauensfrau an der Achterbahn





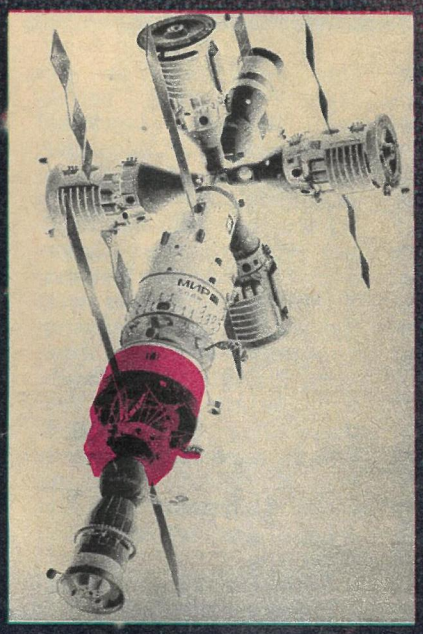
Vertrauen. Da gibt es so Wortverknüpfungen. Danach schenkt's der eine und der andere gewinnt's. Vertrauen kennzeichnet Beziehungen zwischen Menschen. Und im FDGB heißt der Funktionär, der unmittelbar am Arbeitsplatz mit seinen und für seine Kollegen wirkt – Vertrauensmann. Auch, wenn's sich um eine Frau handelt, die in diese Funktion gewählt wurde. Wie Brigitte Sohst (unser Bild links). Tagtäglich hat sie eine tolle Achterbahn vor Augen. Halbfertige Kleidungsstücke schweben da an sinnvoll angebrachten Gleitschienen. Mal langsamer aufwärts, von Motorkraft bewegt, mal etwas schneller, wo es abwärts geht durch das eigene Gewicht. Nun wurde das Ganze selbstredend nicht als Jux erdacht und gebaut. Und ist dennoch guter Grund zum Freuen: Der Effekt besteht in besseren Arbeitsbedingungen, in höherer Arbeitsproduktivität. Dieses automatische Transportsystem hat sich seit gut einem Vierteljahr den Kolleginnen von Brigitte Sohst in der Sakkonäherei des Berliner VEB Herrenbekleidung „Fortschritt" zugesellt. Sein Sinn besteht längst nicht allein darin, die entstehenden Herrenjacken bequemer weiterzureichen. Die Anlage ist „so mit Elektronik gespickt, daß sie Weltspitze auf dem Gebiet der Konfektion" darstellt, versichert mit unverhohlenem Stolz Bereichsmeisterin Jutta Schädler. Von ihr erfahren wir, daß in modernen Betrieben das eigentliche Nähen bis auf die Sekunde optimiert ist. Doch die Nähmaschinen schnurrten keineswegs ununterbrochen. Die anderen Minuten und schließlich Stunden gingen drauf für allerlei Nebenarbeiten, für den Transport, das paßgerechte Anlegen der Stücke. Hier steckten die Reserven, um den Wirkungsgrad der Maschinen zu erhöhen. Das eine war die dafür ausgetüftelte Anlage, das andere – sie in Besitz zu nehmen. Da war auch die Gewerkschaft gefordert. Brigitte Sohst also. „Wir hatten 'nen mächtigen Bammel, als es hieß – ihr kriegt neue Technik, alles wird ganz anders. Das Besserwerden muß man erst am eigenen Leibe spüren, sonst bleibt man mißtrauisch." Frauen kurz vor dem Rentenalter hat sie in ihrer Gewerkschaftsgruppe und Mädchen, gerade dem Lehrlingsalter entwachsen. Gemischte Gefühle, läßt sich denken. Eine echte Bewährungssituation für die Vertrauensfrau, deren Wesen absolut nicht laut ist. Die aber zu ihrer Nachbarin an der Nähmaschine ebenso aufrichtig und notfalls geradezu ist, wie wenn sie es „mit oben" zu tun hat. Eben daraus erwächst vorerwähntes Vertrauen. „Idiotensicher, wie man so sagt, ist die Anlage keinesfalls. Also mußten wir darauf dringen, daß sie uns gründlich und geduldig erklärt wurde. Eigentlich waren wir dann selbst überrascht, wie schnell wir uns eingefuchst haben." So kam Besseres für die Produktion und für die Frauen der Brigaden „Käthe Kollwitz" und „Thomas Müntzer" heraus. Der Computer steuert jetzt die Arbeit dorthin, wo sie gebraucht wird. Sorgt für wesentlich schnelleren Durchlauf. „Wer würde heute noch wie früher arbeiten, als man sich selbst um so viel kümmern mußte, manchmal 'nen ganzen Posten auf dem Schoß hatte, regelrecht Gymnastik zum Aufnehmen und Ablegen treiben mußte. Das ging ins Kreuz." Der Computer bedient jetzt jede Frau so, wie es ihrem Leistungsvermögen entspricht. Dafür sorgen Weichen und Nebenstrecken auf der „Achterbahn". Die Anlage ist also kein maschineller Antreiber. „Jede einzelne von uns hat vorher mitgedacht. Wie hoch die Tischplatten sein sollen, ihre Größe und Form, wie die Maschinen stehen müssen, wohin mit dem Drücker, über den wir uns mit dem Computer verständigen, welche neuen Grifftechniken notwendig werden, und natürlich, wie die Pausenecken eingerichtet werden." Brigitte Sohst konnte über hundertprozentige Beteiligung an der Neuererbewegung berichten. Was das bewirkte? Mehr Sakkos, ist doch klar. Das freut übrigens nicht zuletzt viele Käufer in der Sowjetunion, wohin das Berliner Kombinat auch exportiert. Und Berliner Rationalisierungserfahrungen werden bei der Modernisierung ähnlicher Betriebe in Jerewan, Pjatigorsk und Taschkent genutzt. Was eine Vertrauensfrau doch schließlich so alles mitverantwortet... Sie erwarb, besitzt, genießt Vertrauen. Ein Geschenk? Das ist es keinesfalls.

Klaus Hurrelmann (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Drei dramatische Nächte und vierzig Millimeter Hoffnung:

DAS DING MIT

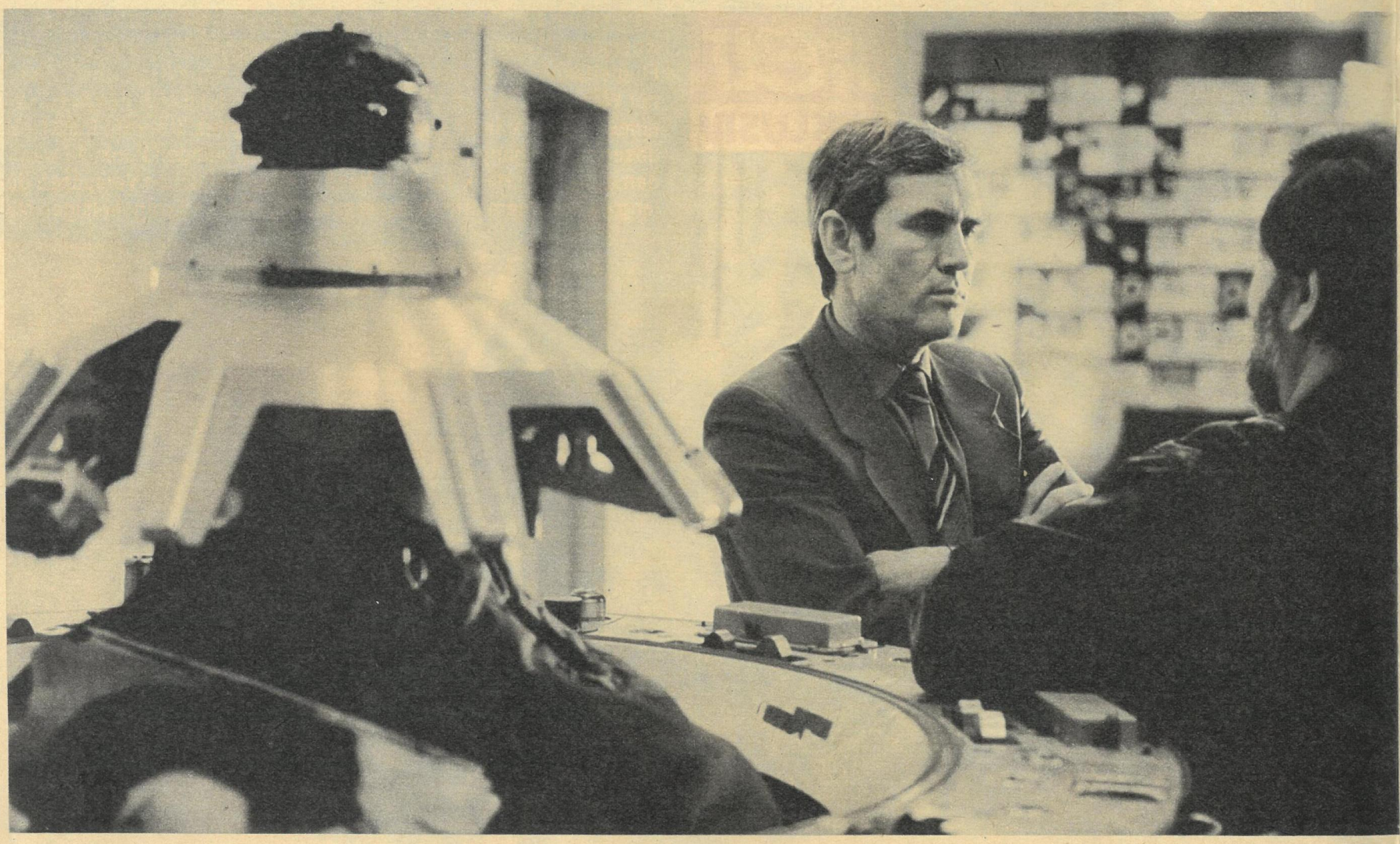
Ein Bericht von Karl-Heinz Eyermann (Text) und Volkmar Billeb (Bild)



FREIE WELT EXKLUSIV

Es ging um ein paar Millimeter in der Unendlichkeit des Alls. Zwei Kosmonauten im Orbit und viele Kosmosexperten im sowjetischen Flugleitzentrum erlebten die Odyssee eines Raumflugkörpers. In einer Woche voller Zweifel und Hoffnung entschied sich das Schicksal eines internationalen Wissenschaftsprogramms. Der rote Punkt auf unserer Zeichnung (links unten) schien zum wunden Punkt zu werden. Quant am Heck von Mir. Nach zwei vergeblichen Versuchen gelang es mit einem dritten außergewöhnlichen und wagehalsigen Manöver, den ersten Forschungsmodul an den Orbitalkomplex Mir anzudocken. Der astronomische Vorstoß zu fernen Galaxien findet nun doch wie geplant statt. „Es war eine Arbeit für Juweliere. Und eine Aufgabe für mutige Männer", sagt Fünffach-Kosmonaut Dshanibekow und schildert am Simulator die Kopplungsphase (siehe Bild). Mit ihm, mit den Verantwortlichen für dieses Unternehmen und mit den Kosmonauten im Orbit, Romanenko und Lawejkin, sprach FREIE WELT aus dem Flugleitzentrum ZUP in diesen aufregenden Tagen.

QUANT



Das Ding mit Quant

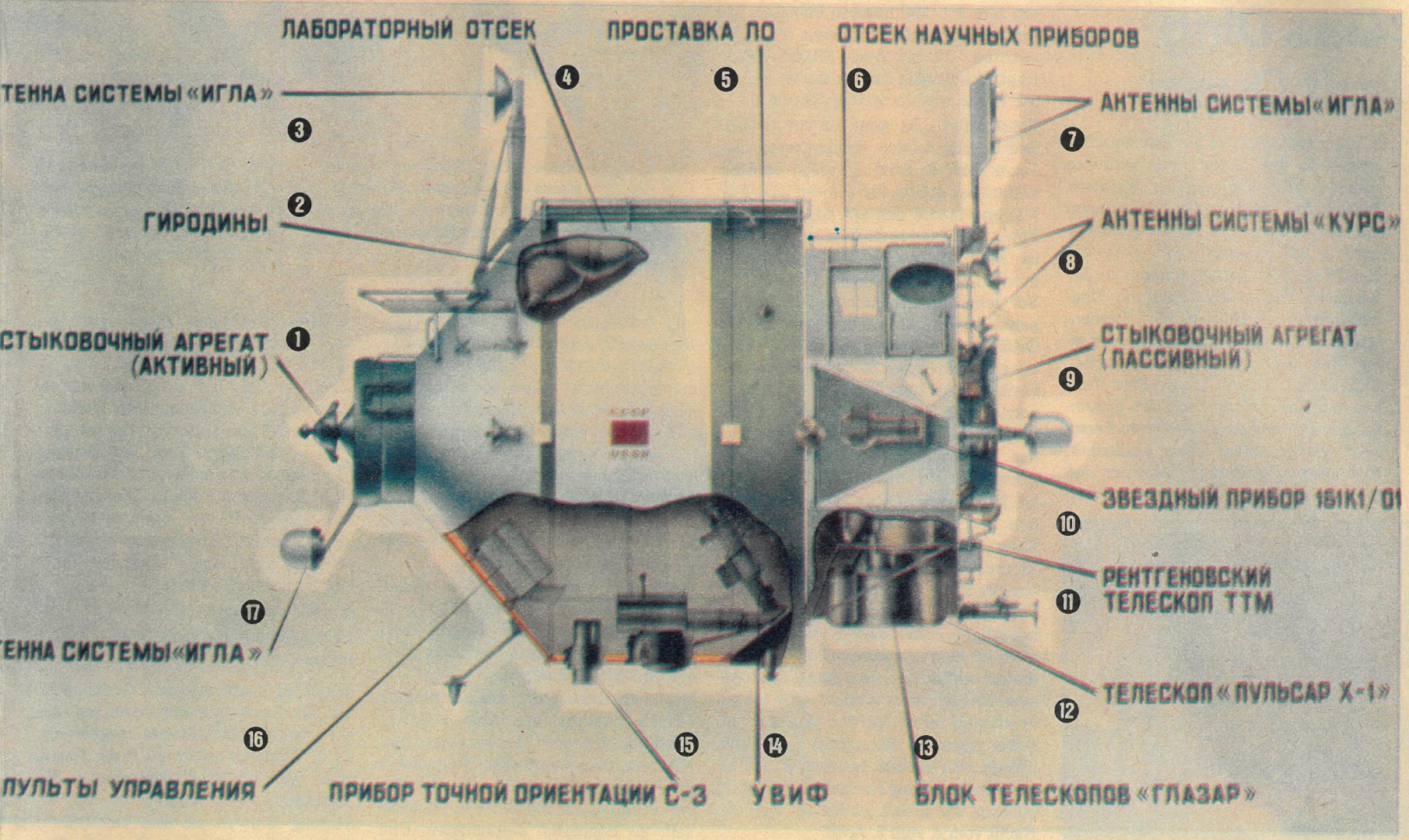
An dieser Metallspindel mit dem Pilzkopf – dem Kopplungsdorn – entschied sich das Schicksal von Quant: Vize-Flugleiter Viktor Blagow stand immer wieder an dem Double-Aggregat im ZUP (Bild ganz oben) und machte sich seine Gedanken, was mit dem entscheidenden Verbindungsstück zwischen dem Orbitalblock Mir und dem Modul Quant los sein könnte.

Nicht nur Zuschauer auf der Galerie im Flugleitzentrum: ZUP-Direktor Lobatschow und Glawkos-Chef Dunajew – rechts von unserem Autor – zusammen mit den französischen Spationauten Tognini und Chretien, den bulgarischen Kosmonauten-Kandidaten Stojanow und Alexandrow, den syrischen Raumflug-Aspiranten Habib und Fares sowie deren Mentor Kosmonauten-Kommandeur Leonow (von links nach rechts auf unserem Foto). Klappt die Kopplung, dann können die Raumschiffe der internationalen Besatzungen an Quant anlegen.

FREIE WELT spricht mit Mir: Frage aus dem Flugleitzentrum (Farbfoto unten) direkt an Juri Romanenko und Alexander Lawejkin im Orbit nach Abbruch des ersten Kopplungsmanövers: Was wird mit Quant? Antwort aus dem Orbit: Quant kommt zu uns. Quant gehört Mir. Wir werden alles dafür tun.

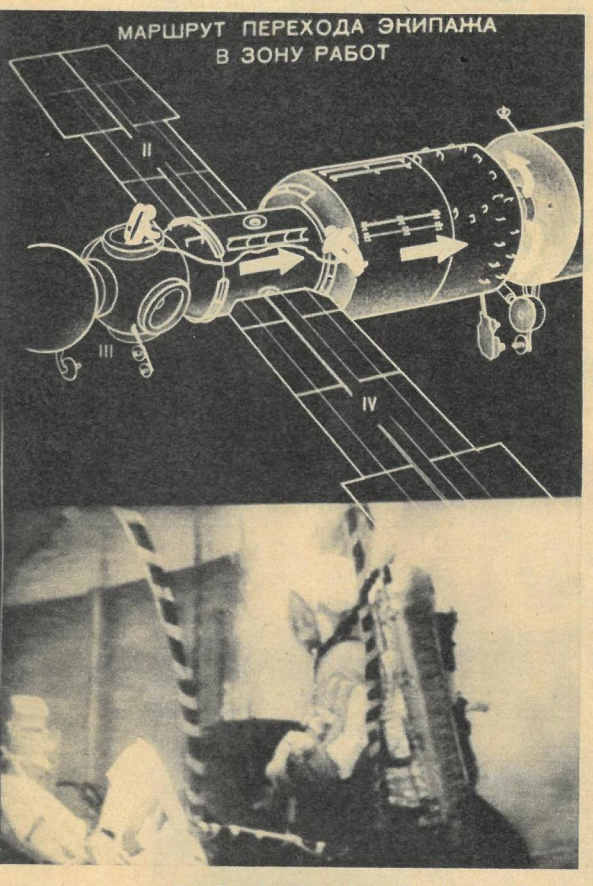
Elf Tonnen, um die es viel Aufregung gab: Quant, der erste Wissenschaftsmodul im Orbit (Farbgrafik rechts oben). Ein Block, der zusätzlich Energie für den Orbitalkomplex Mir liefert und als Übergangssektion für anzudockende Frachter und Mannschaftstransporter mit Besuchsmannschaften fungiert. Vor allem aber ein Observatorium, das viele Monate die wichtigste Filiale für Astronomen und Astrophysiker in der Erdumlaufbahn sein wird.

Konstruktiver Aufbau von Quant: 1 – aktiver Kopplungsdorn; 2 – Kreiselanlage; 3 – Antenne des Rendezvous-Systems „Igla"; 4 – Laboratorium; 5 – Schott der Laborsektion; 6 – Instrumentensektor; 7 – „Igla"-Heckantenne; 8 – Navigationsantennen „Kurs"; 9 – passiver Kopplungsteil am Heck für Raumschiffe; 10 – Astrogerät 161-K1/01; 11 – Röntgenteleskop TTM; 12 – Teleskop „Pulsar X-1"; 13 – Teleskop-Block „Glasar"; 14 – Ausrüstungskomplex UVJF; 15 – Komplex für Präzisions-Orientierung S-3; 16 – Steuerpult; 17 – „Igla"-Antennen.


ЛАБОРАТОРНЫЙ ОТСЕК
ПРОСТАВКА ЛО
ОТСЕК НАУЧНЫХ ПРИБОРОВ
ТЕННА СИСТЕМЫ «ИГЛА»
3
4
5
6
АНТЕННЫ СИСТЕМЫ «ИГЛА»
7
ГИРОДИНЫ
2
АНТЕННЫ СИСТЕМЫ «КУРС»
8
СТЫКОВОЧНЫЙ АГРЕГАТ (АКТИВНЫЙ)
1
СТЫКОВОЧНЫЙ АГРЕГАТ (ПАССИВНЫЙ)
9
ЗВЕЗДНЫЙ ПРИБОР 151К1/01
10
РЕНТГЕНОВСКИЙ ТЕЛЕСКОП ТТМ
11
17
ТЕННА СИСТЕМЫ «ИГЛА»
ТЕЛЕСКОП «ПУЛЬСАР Х-1»
12
16
15
14
13
ПУЛЬТЫ УПРАВЛЕНИЯ
ПРИБОР ТОЧНОЙ ОРИЕНТАЦИИ С-3
УВИФ
БЛОК ТЕЛЕСКОПОВ «ГЛАЗАР»

Das Ding mit Quant

Wie kommt Quant zu Mir? Kosmisches Drama in drei Akten. Auf mehreren Bühnen. Im Weltall und auf der Erde. Rätselhafte, gefährliche Situationen und ein Happy-End. Aufführungsdatum: 5. bis 12. April 1987. Orte der Handlung: eine Erdumlaufbahn in 350 Kilometer Höhe, das kosmische Flugleitzentrum (ZUP) und das Sternenstädtchen bei Moskau. Zuschauer in aller Welt über Fernsehen Ostankino. FREIE WELT im ZUP und über Telekommunikation direkt mit der Erdumlaufbahn verbunden. Handelnde Personen: Kosmonauten, dazu Ballistiker, Psychologen, Raumfahrttechniker und Astrophysiker. Zu ihnen gehören: Kommandant Juri Romanenko und Bordingenieur Alexander Lawejkin; ZUP-Flugdirektor Valeri Rjumin, selbst Kosmonaut mit 363 Tagen Weltall-Praxis, und dessen beiden Vize Viktor Blagow, der erfahrenste Flugleitspezialist überhaupt, und Wladimir Solowjow, Weltrekordkosmonaut, der sich in den Orbitalkomplexen Salut 7 und Mir insgesamt ein Jahr lang aufhielt und achtmal den Ausstieg in den freien Weltraum wagte; Wladimir Dshanibekow, der erste Fünffach-Kosmonaut der UdSSR, ein Kopplungs-As, der Raumschiff-Besatzungen für komplizierte Manöver ausbildet.



Das Double von Kosmonauten und Aquanauten: Testingenieure führen simultan unter Wasser die Ausstiegsarbeiten der Mir-Besatzung durch. Deren Weg in den freien Weltraum wird auf den ZUP-Bildschirmen lediglich grafisch dargestellt.

★

Einen Tag nach dem 1. Akt am Abend des 6. April. Mir dreht Runde Nr. 6480 um die Erde, die Kosmonauten umkreisen zum 941. Mal unseren Planeten. Internationale Pressekonferenz Flugleitzentrum – Orbit. Auch FREIE WELT fragt. Vor dreißig Jahren startete Sputnik 1, was wird in dreißig Jahren sein?

Romanenko: „Da ging ich zur Schule und Sascha in den Kindergarten. Im Jahre 2017, da wird es riesige Orbitalsiedlungen geben, für die wir jetzt mit Mir und Modul den Grundstein legen. Eines wird dann so bleiben wie es heute ist: Kein Automat ist imstande, das zu machen, wozu der Mensch fähig ist."

Vor zehn Jahren eröffnete Juri Romanenko das Interkosmosprogramm in der Orbitalstation Salut 6 mit einem Ausstieg in den freien Weltraum, um die Funktionstüchtigkeit einer Kopplungsvorrichtung zu untersuchen. Jetzt soll er gemeinsam mit Alexander Lawejkin das internationale Forschungsprogramm in Mir beginnen…

Im ZUP herrscht eine Ausnahmesituation in der Alltäglichkeit. Äußeres Kennzeichen: Ruhe und Gelassenheit. Inneres Kennzeichen: Zuversicht und Nachdenken, Prüfung aller Varianten. Flugdirektor Rjumin: „Daß bei einem neuartigen Unternehmen etwas schiefgeht, ist nicht verwunderlich. Wir sind darauf vorbereitet, daß etwas beim ersten Versuch nicht klappt." Und als ob er zu sich selbst spräche und sich an seine eigenen Raumflüge erinnere: „Wenn man es recht bedenkt, im All ist der Sonderfall der Normalfall."

Blenden wir zurück zu Akt Nr. 1, in die Nacht vom 4. zum 5. April.

Erster Akt:

Ins Trudeln gekommen

Mir fliegt mit achtundzwanzigtausend Stundenkilometern voraus. Quant hinterher. Ein Raketenschub macht den Modul noch drei Meter pro Sekunde schneller. Damit gewinnt er die Aufholejagd zum Orbitalblock. Aber mit dieser Zusatzgeschwindigkeit darf er nicht auf Mir stoßen. In der letzten Annäherungsphase wird mit einem Rückstoß zur Flugrichtung das Tempo gedrosselt. Es scheint ein Bilderbuch-Rendezvous zu werden. Jede Phase verläuft ideal nach den Berechnungen und eingespeicherten Parametern.

Blagow an Taimyr, an die Besatzung, die sich den Namen der Tundra-Halbinsel als Funkcode wählte: „Wir haben das Fernsehbild auf dem Schirm. Abstand vierhundertfünfundachtzig. Fahren das Kopplungsgestänge aus. Alles verläuft normal."

Taimyr an ZUP: „Haben Quant auf dem Schirm. Sind zum Empfang bereit."

ZUP an Taimyr: „Geschwindigkeit eins fünf. Anderthalb Meter pro Sekunde. Entfernung zweihundert."

Rjumin ist zu hören: „Taimyr, der Bordcomputer hat die Kopplung unterbrochen. Es gibt keinen Kontakt mehr."

Romanenko: „Haben verstanden, Quant hat die Annäherung gestoppt."

Rjumin will sich Klarheit verschaffen und ordnet an: „Taimyr, verlaßt euer Raumschiff, geht zurück in die Station. Versucht, durch die Bullaugen Quant zu beobachten." Zum Zeitpunkt der Kopplung muß sich die Besatzung im angedockten Sojus-Raumschiff aufhalten, um bei einer Havarie schnell ablegen zu können.

Taimyr an ZUP: „Ja, Quant bleibt zurück, aber scheint wie an einem Gummiband hinter uns zu hängen. Das Gummiband wird immer länger…"

Nach einer Pause meldet sich Rjumin wieder, mit ruhiger Stimme und väterlichem Rat: „Jura und Sascha, kein Grund zur Aufregung. Ihr ruht euch aus und wir denken nach."

Die Meßwerte werden analysiert. Sehr schnell findet man den Fehler heraus.

Wladimir Solowjow: „Es trat einer jener Fälle ein, den es nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung zwar gab und den wir lediglich als theoretische Möglichkeit, als Sonderfall betrachteten. Und den programmierten wir einfach nicht. Gleichzeitige Abweichung um alle drei Achsen des Raumflugkörpers. Gieren, Nicken, Schlingern."

Die Schlußfolgerung aus dem Vorfall?

Blagow: „Wir erweitern den Spielraum für den Kopplungsvorgang und geben dem Bordcomputer mehr Entscheidungsfreiheit." Rjumin: „Ein Computer ist so klug, wie wir ihn machen." Vielleicht eine Art Selbstkritik?

Einer im ZUP, der diesen normalen Sonderfall nicht so einfach hinnimmt, ist Professor Rashid Sjunjajew vom Institut für Kosmosforschung, wissenschaftlicher Programmleiter von Quant, Koordinator für die internationalen astrophysikalischen Experimente mit den Geräten, die in der UdSSR, in der BRD, in Holland und Großbritannien, in der Schweiz und von der westeuropäischen Raumfahrtagentur ESA entwickelt wurden. Was wird aus dem einmaligen und teuren Weltall-Observatorium? Eigentlich sollen Romanenko und Lawejkin mit den Modul-Teleskopen eine astronomische Jahrhundertsensation anvisieren. In der Nacht zum 24. Februar 1986 drang die Lichtbotschaft zur Erde, daß vor 165 000 Jahren in der Großen Magellanschen Wolke – ganz in der Nähe unserer Milchstraße! – sich eine Supernova mit riesiger Leuchtkraft entzündete und das Ende einer Riesensonne ankündigte. Auf diesen Glücksfall der Astronomie soll Quant seine Instrumente richten, wünscht sich Rashid Sjunjajew, und nun muß er das erleben.

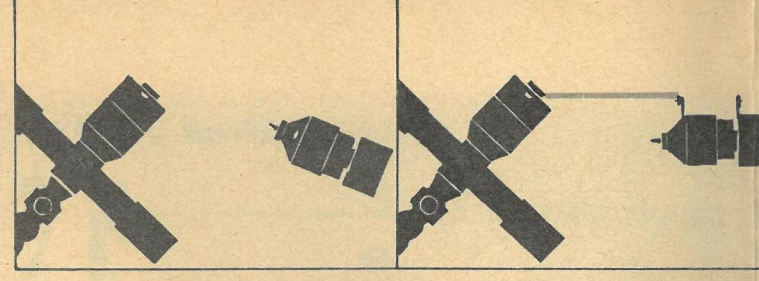
Zweiter Akt:

Vierzig Millimeter zwischen Ungewißheit und Hoffnung

Quant ist längst aus dem Gesichtsfeld der Mir-Besatzung verschwunden, als ein zweites Rendezvous angeordnet wird. Wieder wird im ZUP die Nacht zum Tag. Auf Funkbefehl zünden die Triebwerke von Quant, um binnen neunzig Minuten die über einhundertfünfzig Kilometer vorausfliegende Station einzuholen. Die Antennen beider Flugkörper werden präzis aufeinandergerichtet, und bei einer Entfernung von rund zwanzig Kilometern schaltet sich die Rendezvousautomatik ein. 4 Uhr 14. Annäherungssysteme eingeschaltet. ZUP an Taimyr: „Quant in der Norm. Entfernung 260. Geschwindigkeit eins fünf." Taimyr an ZUP: „Verfolgen alles auf dem Monitor." ZUP an Taimyr: „Bald ist es soweit. Entfernung 26. Geschwindigkeit Null zweiunddreißig." In drei Sekunden verkürzt jetzt Quant den Abstand zu Mir um einen einzigen Meter. Vorsichtiges Anlegemanöver, denn immerhin treffen zwei Flugkörper von je über zwanzig Tonnen aufeinander.

Sechs Minuten nach halb fünf. Taimyr an ZUP: „Wir haben es gespürt. Ein sanftes Rütteln." Beginn des weiteren Heranziehens von Quant an Mir durch die Kopplungsstange des Moduls.

Blagow an Taimyr: „Wie Wilhelm Tell. Mitten durch den Apfel. Ihr könnt die Bordsysteme vom Raumschiff wieder

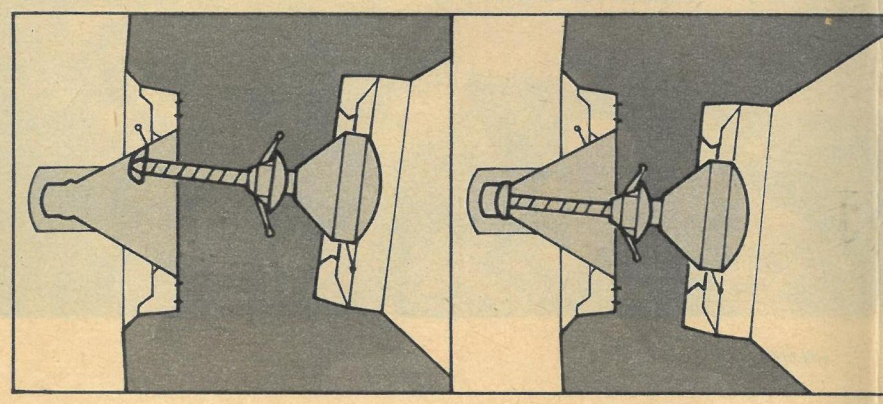


Phase 1: Der Orbitalblock und der Modul werden in einer Entfernung von 25 bis 30 km in die Ausgangsposition für das Rendezvous-Manöver gebracht.

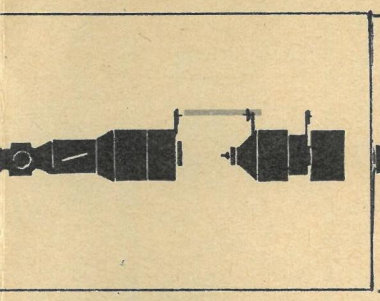
Phase 2: Mit dem Ansteuern des Annäherungssystems „Igla" nehmen die Raumflugkörper aus einer Distanz von 20 bis 25 km die Kontakte miteinander auf.

Phase 1: Der ausgefahrene Kopplungsdorn von Quant stößt in den Trichter der Heck-Andockstelle von Mir. Der Modul legt an der Station an.

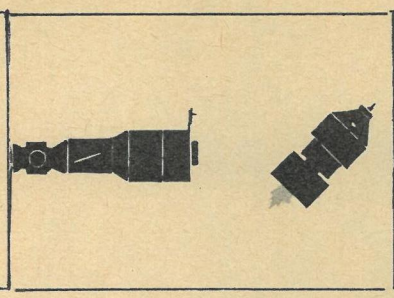
Phase 2: Der ausgefahrene Kopplungsdorn des Moduls stößt bis in das sogenannte Kopplungsnest vor. Einklinken zu einem festen mechanischen Verbund.



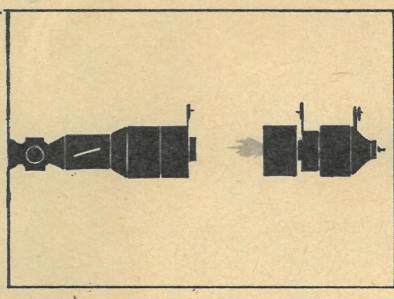
Zu Zeichnung 1
Wie Quant zu Mir findet (siehe Zeichnung oben)
Zu Zeichnung 2
Wie Quant mit Mir gekoppelt wird (siehe Zeichnung unten)



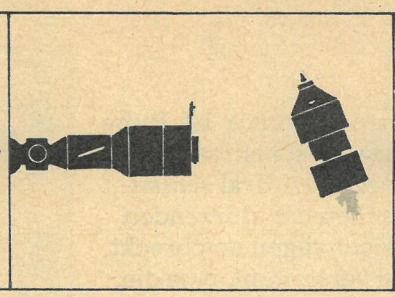
Phase 3: Einschalten der Korrekturtriebwerke des Moduls, der sich mit einer Relativgeschwindigkeit 6 Meter pro Sekunde Mir nähert.



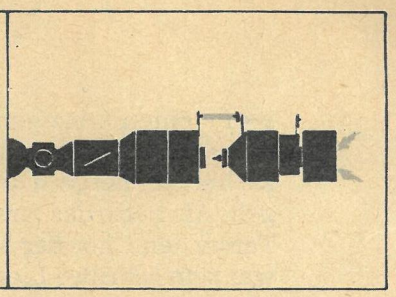
Phase 4: Wendemanöver von Quant. Drehung um 180 Grad, um ein starkes Abbremsen der Geschwindigkeit mit dem Haupttriebwerk zu ermöglichen.



Phase 5: Bremsmanöver mit dem Haupttriebwerk von Quant. Die Relativgeschwindigkeit gegenüber Mir wird auf 1,5–1,4 m/s reduziert. Entfernung 2 km.



Phase 6: Erneutes Wendemanöver, um Quant in die richtige Dokking-Position zu bringen. Ausfahren des Kopplungsgestänges.



Phase 7: Einschalten der Bremstriebwerke, Senken der Relativgeschwindigkeit von Quant bis auf etwa 0,3 Meter pro Sekunde. Anlegen an Mir.

abschalten und in die Station zurückkehren."

Erster Beifall im ZUP, der jedoch schnell verebbt und in allgemeine Ratlosigkeit überwechselt. Das Kopplungsgestänge zieht Quant nicht bis zum endgültigen Verriegeln an Mir heran. Auf dem Tableau leuchtet jetzt scheinbar unveränderlich die Zahl 365 auf. Dreihundertfünfundsechzig Millimeter ist der Kopplungsdorn in den Konus von Mir eingedrungen. Über vierhundert müßten es sein!

Beratungspause. Nachdenken. Laut und leise. Eine Hypothese jagt die andere. Vermutungen. Am Double des Kopplungsaggregats entfacht sich der Disput. Warum machte der Kopplungsdorn plötzlich halt? Warum verließ ihn die Kraft, reichten die Elektromotoren nicht aus, ihn weiter hineinzudrehen? Kein Sensor hat etwas davon signalisiert. Kosmischer Staub im Getriebe? Oder ein Hindernis im Kopplungstrichter von Mir? Man entscheidet schnell. Beim Funkkontakt während der nächsten Erdumkreisung sollen die Kosmonauten Quant am Heck beobachten.

Taimyr an ZUP: „Was habt ihr entschieden? Wir haben beim Eindrehen der Stange zwei leichte Erschütterungen bemerkt." ZUP an Taimyr: „Schaltet die Außenbord-Kameras ein, guckt durch die Bullaugen, ob ihr etwas bemerkt."

Taimyr an ZUP: „Es scheint, als habe der Modul eine geringe Schräglage über den rechten Flügel." Mit Flügel meint die Besatzung die weit ausholenden Paddel mit den Solarzellen.

ZUP an Taimyr: „Beim nächsten Funkkontakt probieren wir nochmals, den Dorn weiter einzufahren." Kommandos an die Kopplungsautomatik. Das Gewinde schraubt die Stange um einen viertel Meter aus dem Trichter. Dann ein neuer Versuch. 115. 200. 300. 350. 360. 365. 366. 370. 375. Einen Zentimeter weiter. Aber immer noch drei Fingerbreit bis zum völligen Verbund.

Anders als bei der ersten mißglückten Kopplung steht man im ZUP vor einem Rätsel. Auch die Beobachtungen der beiden Kosmonauten ergeben kein schlüssiges Bild. Romanenko vermutet: „Ich glaube, ich habe ein Stückchen Draht herumschweben sehen." Ein Draht. Eine Vermutung. Nichts weiter. Nur wenn man das Hindernis entfernen kann, bleiben die vierzig Millimeter keine unüberbrückbare Kluft zum Erfolg. Was diese Schlußfolgerung bedeutet, weiß jeder im Flugleitzentrum und wissen die beiden im Orbit. Ausstieg in den freien Raum.

Dritter Akt:

Das cosmos delicti

Romanenko und Lawejkin haben lange für einen Ausstieg trainiert, für einen geplanten zu Montagearbeiten. Vor zehn Jahren gehörte Romanenko zur ersten Aussteiger-Mannschaft einer sowjetischen Orbitalstation. Damals hatte er im Sternenstädtchen ein paar Wochen Zeit, sich darauf vorzubereiten. Jetzt bleibt ihm nur ein Tag und die Konsultation mit dem ZUP. Wladimir Solowjow ist jetzt dort sein Mann. Eine Gruppe Testkosmonauten unter Dshanibekows Leitung probt im Sternenstädtchen unter Wasser an einem Mir-Double die ganze Operation. Sie wird synchron zu den beiden im Orbit den Ausstieg in der Nacht vom 11. zum 12. April durchführen, um dem ZUP Entscheidungshilfen zu liefern, denn aus der Erdumlaufbahn wird es keine Telebilder geben. Romanenko und Lawejkin haben anderes zu schleppen als eine Fernsehkamera. Um 23 Uhr 41 öffnen sie die Luke und verlassen durch eine Öffnung am Mir-Bug die Station. Dreizehn Meter Wegs außenbords, längs einer Reling. Die Arme übernehmen die Aufgabe der Beine, hangeln an Stangen und Griffen bis zum Heck.

Schon die ersten Meter beginnen mit einem Schock. Lawejkin ruft plötzlich: „Der Druck in meinem Skaphander fällt sehr schnell ab." Romanenko, der erfahrene Kommandant, prüft sofort den Schaltkasten am Schutzanzug des Bordingenieurs. Ein Schalter war falsch geknipst. Solowjow fragt während der Außenbord-Tour sicherheitshalber nach: „Habt ihr nichts vergessen, alle Werkzeuge dabei?" Hammer mit Hohlkopf, halb gefüllt mit Stahlkugeln, die in der Schwerelosigkeit als Rückstoßdämpfer wirken. Zangen, Scheren, Greifhaken, Messer, Spezialgeräte. Jedes Stück am Seil, damit nichts verlorengeht.

Endlich erreichen die beiden das Heck. Rjumin mahnt und gibt Order: „Vorsicht. Jura, paß auf Sascha gut auf. Dicht beieinander." Taimyr an ZUP: „Wir hatten recht, etwas verkantet vielleicht um einen Zentimeter. Wir sehen nichts. Man muß Quant zurückziehen."

ZUP an Taimyr: „Wir ziehen erst um 150 Millimeter zurück, dann noch mehr, damit ihr hineinschauen könnt."

Solowjow: „Wir schalten euch die Positionslichter ein." Antwort aus dem Orbit: „Das ist lustiger, aber nicht heller."

Mitternacht ist längst vorbei. Rjumin fragt nach: „Habt ihr etwas entdeckt?" Nach einer Weile antwortet Lawejkin: „Ich glaube, im Heck liegt ein Sack."

Romanenko: „Ja, da ist was Weißes, was Zusammengepreßtes, Plattgedrücktes. Vielleicht vierzig mal vierzig Zentimeter."

Für Augenblicke verstummt der Dialog. Im ZUP schaut man sich sprachlos an. Ein Sack? Vielleicht ein Abfallsack? Wie kommt er dorthin?

Jeder dieser Säcke hat eine Aufschrift und deshalb forscht Rjumin, der zuerst die Sprache wiederfindet, nach: „Könnt ihr eine Aufschrift darauf entdecken?"

Schlagfertig antwortet Romanenko: „Zum Feiertag steht drauf." Der 12. April ist angebrochen. Vor sechsundzwanzig Jahren umrundete Juri Gagarin als erster Mensch den Erdball.

Rjumin gibt noch eine Order: „Stellt ein Stück von diesem Zeug sicher. Wir wollen herausfinden, was es ist. Geht vorsichtig zu Werke." Und beruhigend fügt er hinzu: „Vielleicht habt ihr euch geirrt. Wahrscheinlicher ist, daß es sich um ein abgerissenes Stück der Isolationshaut handelt." Lawejkin mischt sich ein: „Wir hatten außerirdischen Besuch. Die kleinen grünen Männchen vom Mars haben den Sack vergessen."

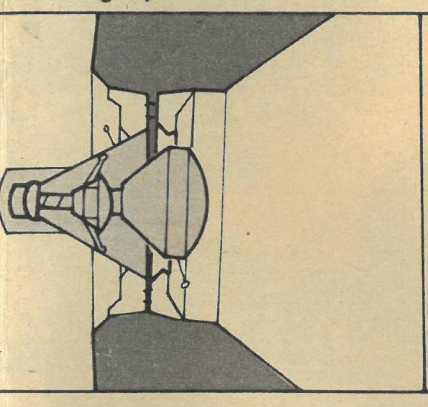
Solowjow übernimmt die Regie. ZUP an Taimyr: „Sascha, versuch es mit der Hand. Aber Vorsicht, die Handschuhe."

Taimyr an ZUP: „Mit den Händen geht es nicht. Es klebt fest." Solowjow rät: „Versucht es mit einem Greifhaken herauszureißen." Es ist eine wagehalsige Arbeit. Mit dem Oberkörper über das Heck gebeugt, mit dem rechten Arm in dem Trichter. Eingepfercht zwischen zwei Raumflugkörpern, zwischen den harten Kanten der Kopplungsringe. Eine falsche Bewegung, ein leichtes Schaukeln der Station oder des Moduls könnte den Bordingenieur einklemmen. Oder ein Riß im Ärmel. In beiden Fällen gäbe es für Lawejkin keine Rettung mehr. Als ob es diese Gefahr nicht gäbe, antwortet er Solowjow: „Ich nehme lieber das Messer und schneide Stück für Stück heraus." Nachdem er diese riskante Arbeit beendet hat, meldet er: „Alles entfernt. Alles in kleinen Stükken. Die konnte ich nicht festhalten. Die sind mir einfach davongeflogen." So wird aus dem corpus delicti ein cosmos delicti. Romanenko begutachtet das Werk seines Bordingenieurs: „Sascha hat das gut gemacht. Der Kopplungstrichter ist frei."

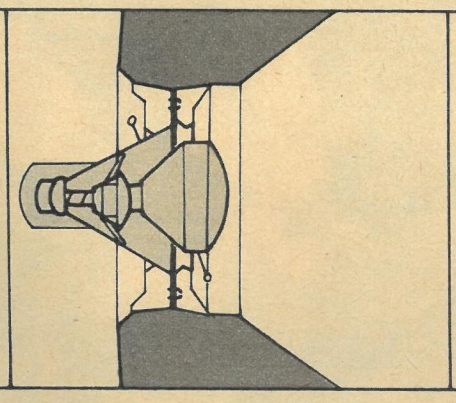
Rjumin ergreift das Wort: „Das war wunderbar. Nun sammelt euer Werkzeug schnell ein und tretet zurück."

Romanenko und Lawejkin halten sich an der Reling fest, auf den Fußrasten von Mir stehend. Signal zum neuen Ankoppeln. Langsam schiebt sich der Dorn weiter in den Trichter. 365. 375. 400. 410. Es ist geschafft. Die beiden Männer klopfen sich gegenseitig auf die Schulter. Quant hängt fest an Mir.

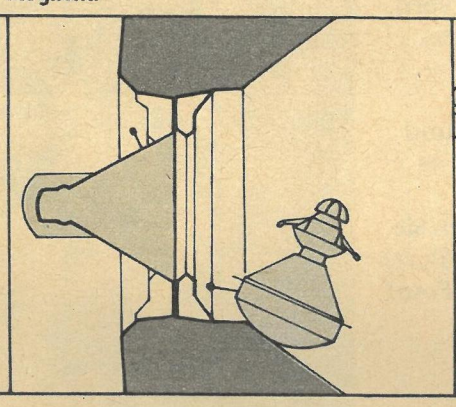
Zeichnungen: Michael Römer; Zusatzfoto: TASS/ Puschkarjow.



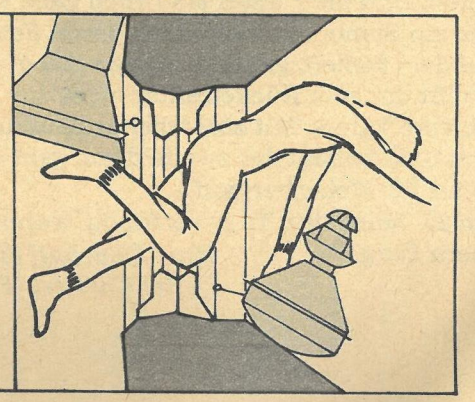
Phase 3: Heranziehen des Moduls durch ein Zurückdrehen des Kopplungsdorns bis zum Aneinanderpressen der Kopplungsringe beider Raumflugkörper.



Phase 4: Hermetische Verriegelung beider Raumflugkörper zu einem einheitlichen Orbitalkomplex mit einem gemeinsamen Versorgungssystem.



Phase 5: Kopplungsdorn wird ganz eingefahren in seinen als Schott dienenden Behälter, der sich über Scharniere umklappen läßt und einen Durchstieg ermöglicht.



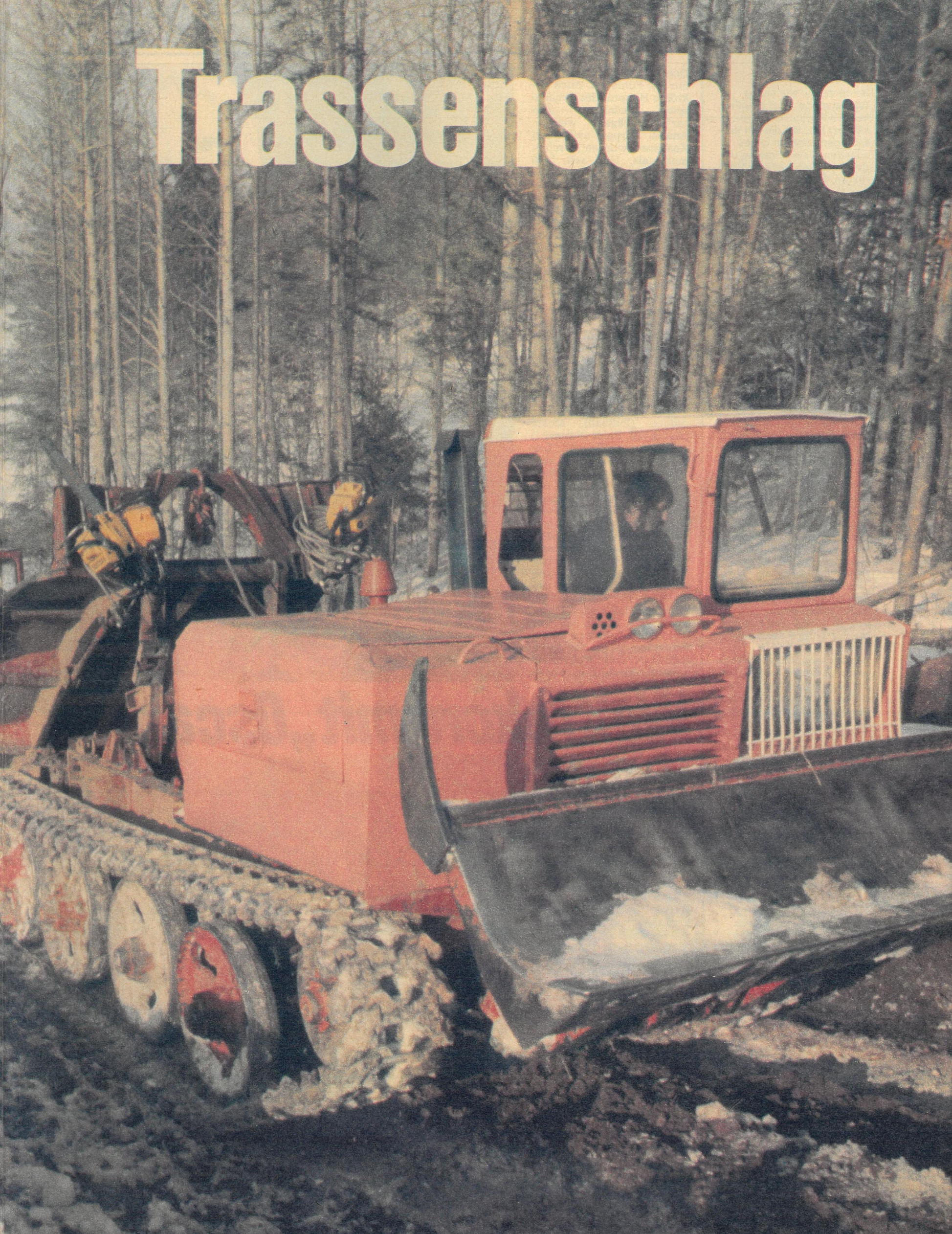
Phase 6: Besatzung kann durch den Verbindungstunnel von der Hecksektion des Orbitalblockes Mir in den Arbeitsraum des Forschungsmoduls überwechseln.

Für einen winzigen Augenblick ist Ruhe in der Schneise, die sich scheinbar endlos bergab, bergauf durch den Ural schlängelt. Als hätte das Krachen der stürzenden Tanne den Chor der Motorsägen erschreckt, war sein schrilles Lied verstummt. Nur die glasklare Luft an diesem späten Märztag schwang noch ein wenig nach. Doch schon zerreißt das schwere Kettenfahrzeug mit Gerassel und Gebrüll die kurze Stille. Wohl niemandem außer mir war diese zufällige Ruhepause aufgefallen. Hier, am DDR-Abschnitt der entstehenden Erdgasleitung PROGRESS in der Nähe von Perm, läuft alles planmäßig weiter: Einer der Förster wühlt sich durch den hüfthohen Schnee, um die gestürzte Tanne an das Räumfahrzeug zu hängen, andere fahren fort, die bereits gefällten Bäume vom Astwerk zu befreien, sie fachgerecht zu zerschneiden und auf dem freigeschobenen Polterplatz zur weiteren Nutzung zu lagern. Alltag für die Männer vom Forst. Keine Zeit, die romantische Landschaft zu genießen. Meister Andree Sommer und seine Mannen haben sich seit Jahren an neue Landschaften gewöhnt – ukrainische, mittelrussische und nun eben die Berge und Sümpfe des Vorural. Außerdem stehen sie im Endspurt. Wenn diese Zeilen erscheinen, haben sie der künftigen Leitung PROGRESS längst die Trasse gehauen, sind weiter nach Norden gezogen, einer neuen Pipeline den Weg zu bahnen. Die Trassenhauer sind eben den Trassenbauern stets einen Schritt voraus. „Vor uns setzen nur die Vermesser ihren Fuß in den Wald“, sagt Andree Sommer. „Aber letztlich ist egal, ob du vorn bei uns oder weiter hinten bist. Wichtig ist nur, daß jeder seine Arbeit gut macht.“ Seine Männer sind bekannt nicht nur für gute Arbeit, auch dafür, daß sie eine verschworene Truppe sind. Kein Wunder, wenn manch einer an die üblichen zwei, drei Jahre noch ein oder mehr Jahre Trassenarbeit dranhängt. Natürlich, Probleme gibt es auch hier. Wenn man wochenlang jeden Morgen um 4 Uhr früh aufsteht, über holprige Wege gute zwei Stunden zur Arbeit fährt und erst abends gegen halb neun zurück ist, kann das einen schon mürbe machen. Da bleibt auch mal das Abendbrot stehen. Und im Wald – da wachsen im Sommer zwar herrliche Pilze und Beeren, aber Mücken und Bremsen machen die Arbeit zur Qual. Im Winter übernimmt Schnee, oft bis zum Hals, diese Aufgabe. Da ist es nicht leicht, Plan, Qualität und Arbeitsschutz auf einen Nenner zu bringen. Streit, einige Denkpausen und die Unterstützung anderer Gewerke halfen da weiter. Zum Beispiel die schweren Raupen des Erdbaus, sie schoben die Schneeberge beiseite. Trassengesetz: Stockt die Arbeit des Vorgängers, hast auch du bald Schwierigkeiten. Und die Förster sind eben ganz vorn. Wie ein Symbol deshalb auch dieses Foto. Auf dem steilen, glattgefrorenen Hang schafft der eine Rücketraktor nicht die schwere Tanne. Mit zusätzlicher Kraft und dem Spill kommt der zweite dazu, geht es Meter für Meter bergauf…

Am 28. März, drei Tage vorfristig, waren sie übern Berg.

Hajo Obuchoff (Text)
Detlef Christel (Foto)

Trassenschlag



● Wörtlich

Ist doch toll, wie mutig Gorbatschow jetzt das Paket von Reykjavik aufgeschnürt hat. Mit diesen Vorschlägen könnten wir es schaffen – den Einstieg in den Ausstieg aus dem Wettrüsten. Man stelle sich nur vor: In wenigen Jahren beide deutsche Staaten endlich atomwaffenfrei! Wie schön!

Katja Ebstein, Sängerin, BRD

● Kurz berichtet

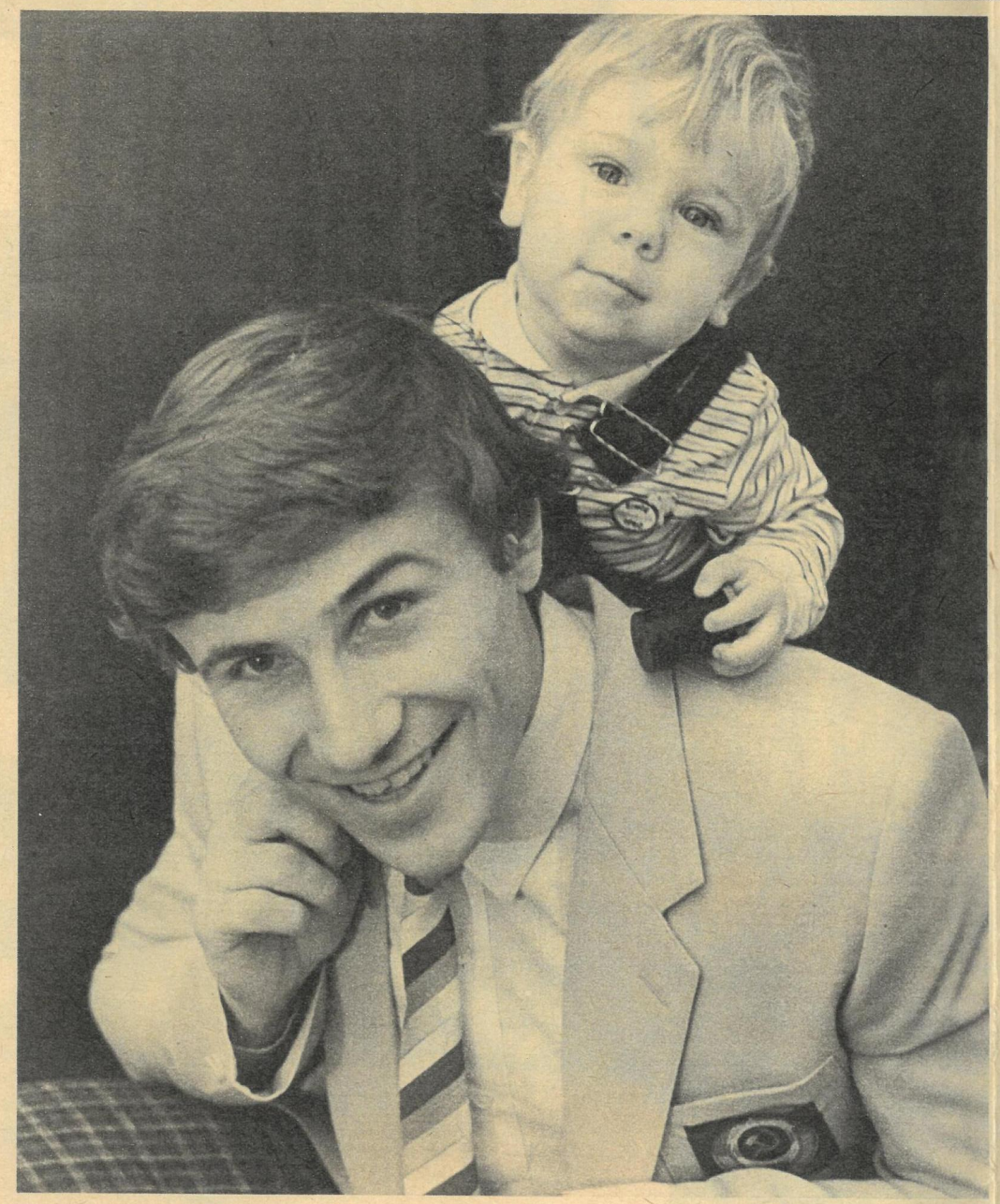
In diesem Jahr erhält die „Woche der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft" (8.–15. Mai) ihr Gepräge durch „Feste der Freundschaft", die in allen Kreisen und in den Bezirksstädten der Republik stattfinden. Ihre Fülle politischer und kultureller Veranstaltungen sind ein Beitrag zur Würdigung des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, mit dem Kapitel II der Weltgeschichte begann.

Tausende Besucher erwartet der Platz der Akademie vor dem Berliner Schauspielhaus am 10. Mai zum gemeinsamen Programm „Jungs aus Moskau und Berlin", gestaltet vom Erich-Weinert-Ensemble der NVA und dem Zentralen Ensemble der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Auf einer Tournee wird dieses Programm der Gemeinsamkeit am 19. Mai in Cottbus, am 21. Mai in Dresden und am 22. Mai in Gera gezeigt.

Über dreihundert verdiente Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft besuchen in den ersten Maitagen mit einem Freundschaftszug des DSF-Zentralvorstandes Leningrad und Vilnius. Höhepunkte der Reise sind Begegnungen mit Kollektivmitgliedern der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR.

Mit Volksweisen, Liedern und Tänzen erfreut in der „Woche der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft" das Moldauische Volkskunstensemble „Märzischer" in den Bezirken Suhl, Gera, Karl-Marx-Stadt und in Berlin. Die Mitglieder des Laienensembles sind Arbeiter, Ingenieure, Studenten und Schüler aus Kischinjow.

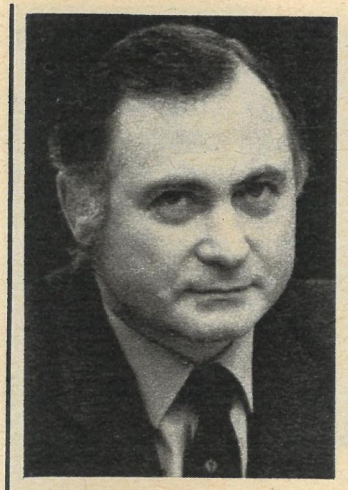
Zahlreiche Greifswalder werden in der Freundschaftswoche am traditionellen „Picknick der Freundschaft" im Ausflugsort Ludwigsburg teilnehmen. Unter ihnen sowjetische Touristen und Angehörige der Sowjetarmee.



Weltrekord mit „Oscar"

Den „Oscar" gibt es nicht nur für Filmstars. Auch gekrönte Häupter des Schachspiels können „Oscar"-Preisträger werden. Anatoli Karpow und Garri Kasparow wurden es schon mehrmals. Und seit 1986 kürt mit solcher Auszeichnung die italienische Giorgio-Galeffi-Production die mittels weltweiter Umfrage ermittelten zehn besten Sportler des Jahres. Zu den ersten, die sie erhielten, gehörte bekanntlich Marita Koch (DDR). Im Mailänder Mansoni-Theater trafen sich in diesem Jahr zur Verleihung des „Sport-Oscar" die Leichtathleten Heike Drechsler (DDR), Stefka Kostadinowa (Bulgarien), Sergej Bubka (UdSSR) und Edwin Moses (USA), Italiens Fußball-Auswahltrainer Ezio Bearzot sowie die Profis Becker (Tennis), Maradona (Fußball), Moser (Radsport), Prost (Formel I) und Thyson (Boxen). Der auf diese Weise schon zum zweiten Mal geehrte Stabhochspringer Bubka, der kurz zuvor in Indianapolis gemeinsam mit Heike Drechsler (beide auf unseren Fotos; Bubka mit Sohn Vitali) auch die erstmals verliehene Jan-Popper-Trophäe überreicht bekommen hatte, begab sich im Anschluß an die Mailänder Festivität sogleich nach Turin, wo er zum letzten Mal vor der ereignisreichen Sommersaison '87 in der Halle auftrat – und Weltrekord sprang! Die 5,97 m waren Sergej Bubkas neunter Weltrekord „unterm Dach", im Freien hat er auch schon ein halbes Dutzend. Das sprunggewaltige Pärchen Drechsler/Bubka war ohnehin die Leichtathletik-Attraktion des (endlich) verflossenen Winters. Beide Freiluft-Weltmeister von 1983, wurden sie nun auch Weltmeister in der Halle. Heike garnierte diesen Triumph noch mit einem 200-m-WM-Sieg in Weltrekordzeit, dem Europameistertitel und einem neuen Weltrekord auch im Weitsprung. Und der Stabhochsprung-König aus Donezk stellte seinen in die Millionen gehenden Bewunderern eine womöglich atemberaubende „Bubkasche" Sommersaison in Aussicht: „Ich stelle mir vor, in diesem Jahr die 6,10 Meter zu bezwingen." Was sagte IOC-Präsident Antonio Samaranch? „Bubka ist der größte Athlet unserer Zeit."

Text: H. R. Vollbrecht, Fotos: TASS/ Brui, Volkmar Billeb.



MONICA fürs Herz

Auskünfte für FREIE WELT gab Professor Dr. sc. Raphael G. Oganow, Direktor des Instituts für Prävention am Allunionsforschungszentrum für Kardiologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR.

Führende Herzspezialisten haben sich gegenwärtig in Berlin versammelt. Was ist ihr Anliegen?

Der gemeinsame Kampf gegen die Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Sie sind in der Sowjetunion wie in der DDR noch immer Todesursache Nummer 1. Die Sterblichkeitsrate liegt bei uns zwischen 50 und 55 Prozent. Seit vielen Jahren arbeiten wir in der Grundlagenforschung, an klinischen und prophylaktischen Problemen eng mit Kardiologen der DDR zusammen. Unsere jetzige Begegnung im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur soll das derzeitige Niveau unserer Forschungsergebnisse feststellen und die Wirksamkeit unserer Arbeit erhöhen. Denn in Berlin wie in Moskau sind die gleichen Risikofaktoren an der hohen Sterblichkeit schuld: Erhöhter Blutdruck, Rauchen, zu hohe Blutfettwerte, Übergewicht und zu wenig körperliche Bewegung.

Wie gehen Sie in Ihrem Land gegen hohen Blutdruck vor?

Unser Forschungszentrum, das den Kampf gegen Herzkrankheiten im ganzen Land leitet, hat Bekämpfungsprogramme ausgearbeitet. Dazu gehört eines gegen Bluthochdruck, gegen die arterielle Hypertonie, wie wir Mediziner sagen. In den Polikliniken großer Industriebetriebe in Moskau und in 23 weiteren Städten des Landes hatten wir eingeführt, daß bei jedem Patienten – unabhängig von seinen Beschwerden – der Blutdruck gemessen wird. So konnten wir zwei- bis dreimal mehr durch Hypertonie gefährdete Patienten auffinden und behandeln. Die Hypertonie verläuft im allgemeinen zunächst ohne besondere Symptome. Bei nur wenig erhöhten Werten raten die Ärzte zur Reduzierung des Kochsalz- und Alkoholverbrauchs, zu Gewichtskontrolle und mehr Bewegung. Die Erfahrungen mit unserem Programm, das seit fünf Jahren angewendet wird, waren so gut, daß das Gesundheitsministerium alle medizinischen Einrichtungen anwies, bei jedem Patienten, der das erste Mal im Jahr eine Poliklinik aufsucht, zunächst eine Blutdruckkontrolle vorzunehmen.

Welche Möglichkeiten ergeben sich durch die internationale Zusammenarbeit der Kardiologen?

Aus breiten, Länder übergreifenden Untersuchungen lassen sich Schlußfolgerungen ziehen, welche Lebensbedingungen Herz- und Kreislauf-Krankheiten provozieren oder verhüten können. Nehmen wir das sogenannte MONICA-Projekt, das die Weltgesundheitsorganisation koordiniert. Gegenwärtig treffen sich in Berlin die Organisatoren zur Beratung. 27 Länder, darunter die DDR und die UdSSR, überwachen nach gemeinsam erarbeiteten Regeln den Trend bei diesen Erkrankungen, schätzen ein, wie sich weltweit die Risikofaktoren entwickeln, zeigen, wo die Sterblichkeit steigt oder sinkt.

Vorbeugen ist besser als heilen, sagt ein deutsches Sprichwort...

Doch erfolgreiches Vorbeugen ist an eine ganze Reihe von Bedingungen geknüpft. Zunächst brauchen wir eine wissenschaftliche Konzeption, um die Risikofaktoren einzudämmen. Sie liegt für die Sowjetunion jetzt vor. Als zweites muß die Ärzteschaft für das Programm der Prophylaxe gewonnen werden. Unsere Mediziner beschäftigen sich zur Zeit aber mehr mit der Behandlung von Krankheiten als mit deren Vorbeugung. Zudem wird man einem rauchenden, dicken Arzt kaum Ratschläge für gesunde Lebensweise abnehmen. Hier gilt es, auch Erziehungsarbeit unter den Ärzten zu leisten. Und konsequenter muß der Gedanke durchgesetzt werden, daß nicht der Arzt, sondern der Mensch selbst für seine Gesundheit verantwortlich ist. Schließlich hängt erfolgreiche Prophylaxe auch von sozialen Bedingungen ab.

Interview:
Sonnhild Kutschmar

Die Erfahrungen des Werner T.

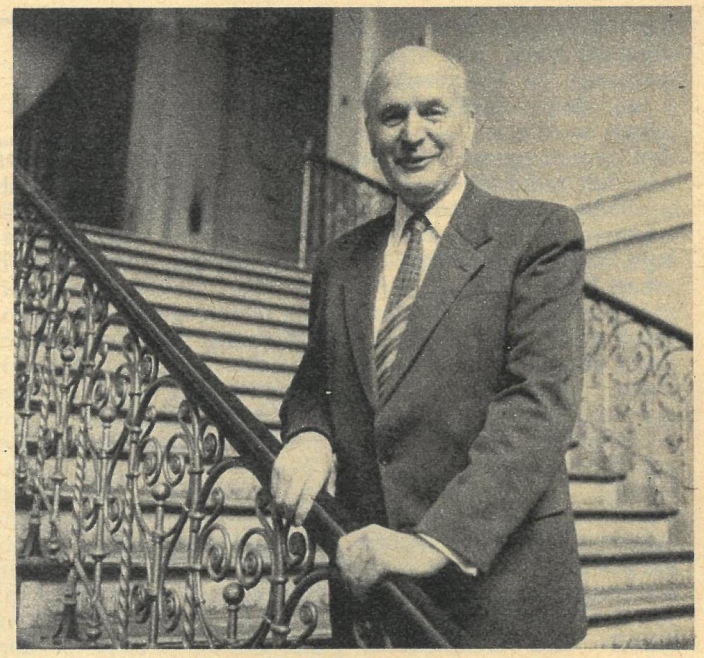
„Die Welt, die wir unseren Kindern und Enkeln an der Jahrtausendwende übergeben wollen, soll eine humanistische Welt, eine Welt des Friedens sein... Jetzt erst recht kommt es darauf an, zusammenzustehen und vereint eine grundlegende Wende von der nuklearen Konfrontation zur friedlichen Kooperation herbeizuführen!“ So lauten die Schlußgedanken der Willenserklärung des 14. Parteitages der LDPD, der in diesen Apriltagen in Weimar stattfand. Einmütig hatten die rund eintausend Delegierten ihren „Friedensruf aus Weimar“ verabschiedet. Werner Trauzettel aus Magdeburg sagte mir dazu: „Nie wieder soll einer erleben, was ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen kann.“ Als Sechzehnjähriger zur Flak eingezogen, sah er mit 18 Jahren, wie Nazis Menschen an Fleischerhaken aufhängten. Vor Wien zog er das Wehrmachtsgrau aus und floh über Prag nach Hause, nach Halle. Er erlebte den Frühling des Friedens. Das „Nie wieder!“ führte den 19jährigen gleich nach ihrer Gründung in die LDPD. Werner Trauzettel, Leiter im Anlagenbau des Schwermaschinenbaukombinats „Ernst Thälmann“ Magdeburg, vor dem Parteitagsforum: „Ich bin vor wenigen Wochen 60 Jahre alt geworden, blicke auf fast vier Jahrzehnte Leitungsverantwortung in unserer sozialistischen Volkswirtschaft zurück. Was bleibt, ist Stolz auf den oftmals komplizierten Weg aus Trümmern unter die zehn am höchsten entwickelten Industrieländer der Welt! Das Eichsfelder Zementwerk, die Ofenlinie 1 bis 4 in Karsdorf, das Rohrwerk III im Riesaer Kombinat, das Hennigsdorfer Feinstahlwalzwerk, das Drahtwalzwerk in Brandenburg – an diesen Milliardenobjekten wirkte ich mit... In den vergangenen Jahren habe ich außerdem eine wesentliche Erkenntnis gewonnen: Es gibt keine Anlage, bei der die Zusammenarbeit DDR – UdSSR nicht in irgendeiner Form maßgebend war...“ Als Beispiele dafür nannte er die gemeinsame Industrieerprobung der von SKET entwickelten Ausrüstungen und Teilanlagen für Kriwoi Rog, Magnitogorsk, Dnjepropetrowsk und Taschkent. In vielen Jahren enger Partnerschaft lieferte das Kombinat unter anderem 30 Walzwerke, 10 000 Drahtziehmaschinen, Kabel- und Drahtseilmaschinen, Web- und Flechtautomaten, mehr als 1000 Metallurgie- und Schwerlastkrane, rund 150 Ofenlinien zur Zementherstellung sowie diverse Ausrüstungen zur Speiseöl- und Proteinproduktion. „Unser Kombinat“, so sagte Werner Trauzettel, „ist der bedeutendste Hersteller von Ausrüstungen für die Produktion von Seilen, Kabeln und Litzen im RGW. Ein Schwerpunkt der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit mit der UdSSR sind Ausrüstungen für die Herstellung von Lichtleiterkabeln. Höhere Übertragungsleistungen, erhebliche Materialeinsparungen – durch 1 g Glas können 10 kg Kupfer ersetzt werden – sind Vorzüge dieses Übertragungssystems. Es erfüllt mich mit Stolz, Seite an Seite mit den Genossen und Kollegen aus unserem Kombinat sowie mit den Freunden aus der UdSSR an solch großen Aufgaben mitarbeiten zu können. Das ist Bündnisverantwortung. Ihr möchte ich auch künftig gerecht werden – für einen starken Sozialismus und sicheren Frieden.“

Volker Hempel

General Kornilow wartet

Am frühen Nachmittag des 21. April (dem 4. Mai nach dem neuen Kalender) nähert sich ein unübersehbarer Demonstrationszug dem Newski, den Bürger in steifen Hüten, elegante Damen, Offiziere, Offiziersschüler und Studenten seit Stunden beherrschen und ihrem Redner, Außenminister Miljukow, applaudieren. Eine Woge – Arbeiter und Soldaten – trägt rote Fahnen und Losungen auf sie zu. Offiziersschüler stürzen sich auf die erste Reihe, um der Fahnen habhaft zu werden. „Nieder mit Lenin“ rufen sie, werden jedoch von der unaufhaltsam drängenden Menge von der Straße geschoben. Beim Zurückweichen halten sie wütend nach General Kornilow Ausschau, der Kavallerie und Kanonen postiert hat. Der Monarchist Kornilow muß in jenen Stunden mit ansehen, wie seine Truppen den Rückmarsch in die Kasernen antreten, denn der Stadtsowjet hat angeordnet: „Nur wir haben das Recht, über euch zu verfügen.“ Kornilow und die Regierung können bei aller Wut aufatmen: Der Sowjet hat wieder einmal seine Kraft nicht in Macht umgemünzt. Die Krise der Provisorischen Regierung erreicht ihren Höhepunkt. Begonnen hat sie am 18. April (1. Mai), als die Aufmärsche in allen Städten zum Weltfeiertag der Arbeiter stattfanden. An jenem Tag versicherte Miljukow den alliierten Mächten, daß Rußland alle Verpflichtungen einhalten und den Krieg „bis zum entscheidenden Siege“ fortsetzen werde. Die Massen, schreibt Lenin, sind „überrascht, empört, voller Entrüstung. Sie haben empfunden – noch nicht völlig begriffen, aber empfunden –, daß sie betrogen worden sind.“ Die Soldaten, allen voran das Finnländische Regiment, gehen in voller Bewaffnung auf die Straße, mit den Losungen „Nieder mit dem Krieg“ und „Alle Macht den Sowjets!“ Die Losung „Nieder mit der Regierung“ ist falsch, erläutert Lenin, denn die Reaktion wartet nur darauf, die Bolschewiki in einem Bürgerkrieg zu vernichten. „Die Sowjets hätten die Macht ohne den geringsten Widerstand von irgendwelcher Seite übernehmen können (und müssen)“, schreibt Lenin. Die Aprilkrise hat jedoch das Vertrauen in die Regierung ins Wanken gebracht.

Hans Bergmann



Der besetzte Terminkalender

Wer an der Sektion Pflanzenproduktion der Berliner Humboldt-Universität studiert, geht auch durch die „Schule" von Prof. Dr. Werner Linek. Als Stellvertreter des Direktors ist er für die Erziehung und Ausbildung von 600 Direkt- und über 100 Fernstudenten zuständig. Im Bereich Sozialistische Betriebswirtschaft vertritt er die Leitungswissenschaft für LPG, VEG und Kooperationen. Im Mittelpunkt seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit stehen die Beziehungen zwischen Kollektiv und Leiter. Die Studenten, die ja später als Leiter von Kollektiven wirken sollen, erhalten bei Prof. Linek und seinen Wissenschaftlern eine solide Ausbildung. Vermittelt werden u. a. Kenntnisse, wie Kollektive geführt, hohe Leistungen motiviert und stimuliert, wirksame und rationelle Arbeitsmethoden angewandt, die Potenzen des einzelnen besser ausgeschöpft werden. Doch die beste Theorie bleibt grau, wenn sie nicht in der Praxis erprobt wird. Deshalb arbeitet Prof. Linek eng mit den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften Beetz, Klosterfelde und dem VEG Albertshof zusammen. Über zehn Jahre konnte er außerdem als Direktor eines volkseigenen Erfassungs- und Aufkaufbetriebes Erfahrungen in der Leitungstätigkeit sammeln. Zwei Ereignisse beschäftigen ihn, Wissenschaftler seines Bereiches und die Studenten gegenwärtig. Im Vorfeld des 13. Bauernkongresses arbeiten sie an der Vorbereitung einer „Konzeption für die langfristige Entwicklung der Aus- und Weiterbildung der Agraringenieure und Agrarökonomen an den Hoch- und Fachschulen der DDR". Dann bereitet sich die Sektion auf Feierlichkeiten zum Berlinjubiläum vor. Lehrende und Lernende nehmen am großen Festumzug am 4. Juli teil. Das ist für viele sicher eine gute Gelegenheit, Ideenreichtum und Fleiß einmal außerhalb des Studienbetriebes zu beweisen. Höhepunkte ganz anderer Art bieten die Beziehungen der Sektion zu ausländischen Bildungseinrichtungen. So zur Timirjasew-Akademie in Moskau, zur Akademie Polnicza in Kraków und zur Agrar-Universität in Göllödö bei Budapest. Nach Moskau fahren in jedem Sommer zehn Jungen und Mädchen, während zehn Freunde nach Berlin kommen – Studentenaustausch. Gemeinsam erarbeiteten Wissenschaftler Publikationen über Technologie, Bodenkunde und Pflanzenernährung. Für Prof. Linek bleibt sein Wirken als Wissenschaftler und Hochschullehrer undenkbar ohne die Ergänzung durch gesellschaftliche Arbeit. So vertritt er die Interessen seiner Mitbürger schon seit vielen Jahren in der Stadtbezirksversammlung von Berlin-Weißensee und gibt Mädchen und Jungen auf ihren Jugendweihen gewichtige Worte mit auf ihren weiteren Lebensweg. Gefragt ist sein Redetalent auch bei der URANIA- und bei der Agrarwissenschaftlichen Gesellschaft. Nicht zuletzt ist er Kreisvorsitzender der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands in Berlin-Weißensee. Also nicht verwunderlich, daß sein Terminkalender vom 28. bis 30. April besetzt ist. Da nimmt er als Delegierter am 12. Parteitag seiner Partei in Rostock teil.

Andrea Grienitz

Raumforschung

Im Jahre 1961 wurde im südbulgarischen Stara Sagora die Volkssternwarte „Juri Gagarin" eröffnet. Hier beobachteten „Junge Astronomen" die Satelliten und sammelten wertvolle Daten über deren Flugbahnen. Heute besteht dort eine moderne Zweigstelle des Labors für Weltraumforschung der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitarbeiter fest ins „Interkosmos"-Programm integriert sind. So arbeiten Iwan Nedkow und Penka Awramowa an der Entwicklung von Ausrüstungsgegenständen für den Flug des zweiten bulgarischen Kosmonauten.

Kunstgenuß

Zwei Aufführungen des Moskauer Bolschoitheaters wurden von der britischen Fernsehgesellschaft NVC für Video-Freunde aufgenommen. Es handelt sich um „Boris Godunow" (Titelrolle Jewgeni Nesterenko) von Mussorgski und „Das goldene Zeitalter" von Schostakowitsch. Die Filme sind Ergebnisse der dreijährigen Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Komitee für Fernsehen und Rundfunk der UdSSR.

Bärenhunger

Bären fahren gern Motorrad. Nur der Start ist ein bißchen schwierig. Das weiß auch Ludvik Berousek aus der ČSSR, der gemeinsam mit seiner Frau Olga fünf Bären trainiert, die dann des Abends in der Manege ihre Künste zeigen. Die Tagesration eines Zirkusbären: 3 Kilo Brot, 2 Kilo Äpfel, 1 Kilo Möhren, 1 Liter Milch, außerdem Honig und – während der Arbeit – 1 Kilo Würfelzucker. So jedenfalls halten's die Berouseks mit ihren Petzen.

Sommermode

Im Frühlung und im Herbst ist das Budapester Hotel Duna Intercontinental Treffpunkt ungarischer Modemacher und ihrer Anhänger. Nachdem das Modeinstitut mit einer Schau eleganter und jugendlich-frecher Damengarderobe den Auftakt gab, stellten sich jetzt die Budapester Handwerksgenossenschaften vor. Wie man sieht, haben sie auch Kleider für ganz junge Damen in ihrer Kollektion.

„Prawda" – ein Sonntagskind

Wie die Geschichte zeigt, geschehen wirklich bedeutende Geburten in der Stille: Am 22. April (nach altem Julianischen Kalender) 1912 erschien die erste Nummer der „Prawda". Neben den seinerzeit bedeutenden Blättern „Sankt Petersburger Zeitung" und „Journal de Saint-Pétersbourg", die in deutscher und französischer Zunge die offizielle Meinung Rußlands vertraten, nahm diese erste bolschewistische Zeitung der Welt damals wohl kaum ein bürgerlicher Politiker zur Kenntnis. An die Petersburger Gazetten erinnert sich heute kaum einer noch, die „Prawda" indes kennt inzwischen fast jedes Kind. Ihre tägliche Auflage liegt heute jenseits der elf Millionen. Das ist Ergebnis angestrengter Arbeit vieler Journalistengenerationen, die Wegbereiter und Wegbegleiter waren und sind bei der Gestaltung einer neuen Welt. Im Prager Volkshaus, auf der VI. Gesamtrussischen Konferenz der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands, war Mitte Januar 1912 die Herausgabe einer proletarischen Tageszeitung beschlossen worden. Lenin steuerte dann als Tulin oder Iljin oder Silin oder Karitsch oder eben als Lenin zahllose Beiträge bei. Allein zwischen 1912 und 1914 zählte man 645 aus seiner Feder. Die unvergleichliche Popularität des Blattes lag und liegt in der Verbindung zu den eigenen Lesern. Die Parteizeitung, so hatte Lenin richtig geschlußfolgert, „wird erst dann lebendig und lebensfähig sein, wenn auf fünf führende und ständig mitarbeitende Literaten fünfhundert und fünftausend Mitarbeiter kommen, die keine Literaten sind". Die täglich in der Moskauer Redaktion eintreffenden Briefe zählen nach Tausenden; das Echo, das dadurch von dieser Tribüne der Millionen bis in den letzten Landeszipfel hinein erzeugt wird, ist stark und beweist deutlich das Funktionieren sozialistischer Demokratie. Die erste Ausgabe der „Wahrheit" wurde am 5. Mai 1912 vertrieben, an einem Sonntag. Das Bild vom Sonntagskind liegt nahe, betrachtet man die nunmehr 75jährige erfolgreiche Geschichte dieser Tageszeitung. Ihr Renommee jedoch basiert auf angestrengter, zielgerichteter Arbeit ihres Herausgebers – der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.

Frank Schumann

Adresse mit Pfiff

Moskau, Kropotkinskaja Nr. 36. Eine Schlange von Besuchern an der Tür eines eher unauffälligen Gebäudes weist auf das erste genossenschaftliche Café hin, das in der Sowjetunion seine Pforten geöffnet hat. „Wie es läuft bei uns?" Andrej Fjodorow, der Leiter des Café-Kollektivs, lacht. „Viel besser als erwartet. Wir wissen nicht, wohin mit den vielen Gästen!" Drei Gasträume im Parterre – insgesamt 40 Plätze – sind bereits fertiggestellt. Natürlich sind neben verschiedenen Kaffee- und Teespezialitäten ständig Gebäck und warme Speisen im Angebot, die Zutaten beschafft von Märkten oder auch direkt von Kolchosen, Sowchosen und aus dem staatlichen Handel. Alkoholische Getränke gibt's nicht. Dafür Fruchtsäfte aller Art. Und: eine Portion Schweinebraten für 1,10 Rubel oder Zunge mit Gemüse für 70 Kopeken. Die Portion Huhn kommt mit Gemüsebeilage auf 3,20 Rubel, für eine Spanferkel-Platte für zwei Personen sind rund 15 Rubel zu bezahlen. Abends, mit „Musikbeilage", liegen die Preise höher. Andrej Fjodorow plant noch Erweiterungen: im Keller ein „Russisches Wirtshaus" und einen „Piroggensaal", unter freiem Himmel ein „Moskauer Höfchen". Die Moskauer Stadtverwaltung sichert jedem, der sich mit dem Gedanken trägt, ein genossenschaftliches Café zu eröffnen, schnelle und unbürokratische Bearbeitung seines Antrages zu. Geht es doch in erster Linie darum, unerschlossene Arbeitskraft-Ressourcen aufzudecken (Hausfrauen, Rentner, Studenten), verstärkt die auf den Märkten angebotenen Lebensmittel zu nutzen und damit insgesamt das Niveau der gastronomischen Versorgung in der sowjetischen Hauptstadt zu erhöhen. Die Café-Genossenschaften (ebenso wie andere im Dienstleistungsbereich, in der Konsumgüter- oder Kleinserienproduktion) arbeiten auf der Grundlage von ihnen selbst ausgearbeiteter und bestätigter Statuten. Ihre Wirtschaftsprinzipien heißen Rentabilität und Effektivität. Andrej Fjodorow hat umfangreiche staatliche Kredite zur Rekonstruktion des Gebäudes, innenarchitektonischen Gestaltung und Ausrüstung des Cafés aufnehmen müssen. Was sein Kollektiv erwirtschaftet, verbleibt – nach Abzug der Mittel für die Tilgung des Kredites, der Steuern und Sozialversicherungsbeiträge – zur demokratischen Verteilung gemäß Statut in der Genossenschaft. Die Preise für Speisen und Getränke dürfen, selbstredend bei guter gastronomischer Leistung, nicht höher sein als in der obersten staatlichen Preisstufe. Schon von daher sind die Anforderungen an die Rentabilität des Cafés sehr hoch, denn Verluste hilft seinem Kollektiv niemand tragen. Inzwischen liegen beim Moskauer Stadtsowjet Anträge für ähnliche Einrichtungen, Disco-Klubs, Kinder- und Jugendcafés mit einem profilierten Unterhaltungsangebot vor. Sie haben gute Chancen, denn groß ist das Interesse der Moskauer an niveauvoller Gastronomie.

Jürgen Geitner

● Gut gesagt

Immer wieder bewundere ich die Bienen und habe manches von ihnen gelernt. Vor ihrem Fleiß müßte der Mensch den Hut ziehen.

Ondřej Rezníček Imkermeister, Makow (ČSSR)

● Am Rande

In Prag besteht seit Jahren ein Klub zum Schutz der Igel, der sich vor allem um die Jungtiere kümmert. In einem extra dafür angelegten Garten können alljährlich an die 150 kleine Stacheltiere überwintern. Für die Mitarbeit besteht besonders reges Interesse unter den Kindern der Moldaumetropole. – Stachlige Freundschaft.

● Persönliches

Im Gebiet Archangelsk wurde Alina Oglobjak am Strand von einem Blitz getroffen. Fünf Tage lang kämpften die Ärzte um ihr Leben. Sie ist inzwischen wieder völlig genesen. Das Metallkettchen indes, das sie am Hals trug, ist verbrannt.

Ein „Maurer Union" mit Kettenantrieb von 1904 sowie eine 85 Jahre alte „Laurin Klement" mit Seitenwagen gehören zu den Perlen der Motorrad-Oldtimer-Sammlung der Brüder Istvan, Jozsef und Antal Kisapati aus dem südungarischen Dorf Bordany.

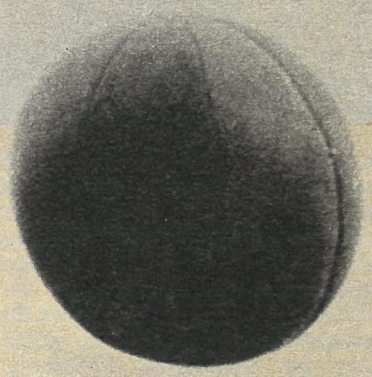
Einer der Meister der Volkskunst in der Slowakei ist der 75jährige František Agócs aus Hajnačky. Der ehemalige Steinmetz begann vor 15 Jahren mit dem Bau von Zithern und hat seither über 200 Instrumente mit Folkloremotiven hergestellt.

Einige Tausend Exponate des Boxsports hat Ilgonis Urstins aus Riga in seinem Hausmuseum zusammengetragen. Bücher, Plakate der weltersten Wettkämpfe, Medaillen sowie Boxhandschuhe alter Champions sind in seiner Sammlung zu finden.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: ZB/Hirndorf, D. Christel, K. Petras, ZB/MTI-B. Ilooszky (2), TASS-A. Konkow, ZB/BTA, A. Knjasew (2), ZB/CNA; Vignette: D. Schüler.

Zwillings-Geschichten

Unter den etwa viereinhalb Milliarden Menschen auf unserer Erde leben 80 bis 100 Millionen Zwillinge, also 40 bis 50 Millionen Zwillingspaare. Ungefähr ein Drittel entfällt auf eineiige, der (größere) Rest auf zweieiige Zwillinge. Bei fast gleicher Verteilung der Geschlechter ist etwa jede 100. Geburt auf der Welt, in der DDR und in anderen europäischen Ländern annähernd jede 120. eine Zwillingsgeburt. Nachzulesen im 1983 vom VEB Deutscher Verlag für Wissenschaften in Berlin herausgegebenen Buch „Zwillinge". Der auf dem Gebiet der Jugendforschung, Persönlichkeits- und Sozialpsychologie tätige Autor Prof. Dr. phil. habil. Walter Friedrich schreibt darin weiter: „Statistisch gesehen gehören Zwillinge zu den Minoritäten der Gattung Mensch. Gerade darin aber ist ihre Attraktivität begründet. Alles, was selten und ungewöhnlich ist, erweckt Neugier oder fasziniert sogar. Es gibt wohl wenig Zeitgenossen, die sich in ihrem Leben noch niemals für Zwillinge und das Zwillingsproblem interessiert haben." Was natürlich nicht zuletzt auch auf den Sport zutrifft. Zu allen Zeiten haben erfolgreiche Zwillinge besonderes Interesse geweckt. Von einigen unter ihnen soll hier die Rede sein.



Für den Vermerk auf dem Waschzettel von Professor Friedrichs Bestseller, daß Zwillinge oft eine Augenweide sind, könnten die dunkelbraunäugigen DDR-Mittelstreckenläuferinnen Yvonne und Yvette Grabner Pate gestanden haben. Mit ihrer besonderen Schönheit erinnern beide an die erfolgreich skilaufenden, silvestergeborenen indianischen Schwestern Sharon und Shirley Firth aus den kanadischen Rocky Mountains. Kein Wunder, daß Yvette zuweilen in Modeschauen auftritt…

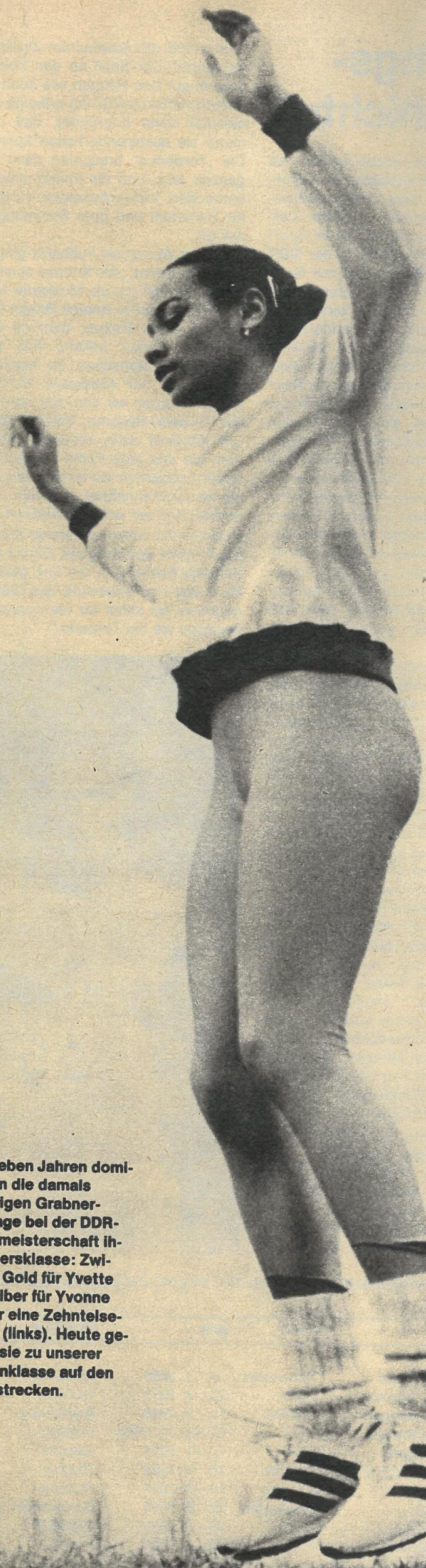
Am 22. August 1965 in Annaberg-Buchholz geboren (Yvonne um halb, Yvette um sieben Uhr), bei Mutter Hanna (einer Bürgermeisterin) in Ehrenfriedersdorf aufgewachsen, von Hartmut Hickethier für den „großen Sport" entdeckt, in der Kinder- und Jugendsportschule wie im SC Karl-Marx-Stadt sportlich gereift und gegen Ende der Teenagerzeit auch in der Studienrichtung (Arbeitswissenschaften) Gemeinsamkeit demonstrierend, sind die unzertrennlichen Zwillingsschwestern erstmals in ihrem Leben nicht mehr zusammen. „Was uns schwerfällt", gesteht Yvonne, „aber wir lassen keine Gelegenheit aus, uns zu sehen."

Die verheiratete Yvette ist unter dem (Fußballer)Namen Bletsch die 800 m schon in weniger als zwei Minuten gelaufen. Und während sie wie im Nahverkehr zwischen Studium

und Sport in Karl-Marx-Stadt, der unverzichtbaren Mama Hanna in Ehrenfriedersdorf und den Schwiegereltern in Glauchau pendelt, genießt Yvonne – der Liebe wegen – momentan die Gastfreundschaft des SC Neubrandenburg. Rund 400 Kilometer Trennung, „Aber nur nach Straßenentfernung gerechnet", fügt Yvonne hinzu.

Bei der DDR-Crossmeisterschaft der Altersklasse 14 vor sieben Jahren in Neustrelitz-Kiefernheide belegten die Grabner-Zwillinge, nur eine Zehntelsekunde voneinander getrennt, die ersten beiden Plätze. Und genauso nah waren sie sich auch sonst immer. In der Schule mochten sie Deutsch weit mehr als Mathematik, sie liebten die gleiche Farbe (blau), die gleichen Designs, die gleichen Bücher, die gleichen Filme, die gleiche (Pop)Musik – nur nicht, als sie erwachsen waren, die gleichen Männer. Beide wurden auch Mittelstrecklerinnen. Die eine, Yvette, ist auf den 800 und 1500 m (1:59,43 bzw. 4:05,12) die schnellere, die andere, Yvonne, war schon Bronzemedaillengewinnerin der Junioren-Europameisterschaft und voriges Jahr DDR-Crossmeisterin.

„Und ich glaube, wer uns länger kennt, wird herausfinden, daß ich ein bißchen ruhiger bin als Yvette." Meint die Yvonne.



Vor sieben Jahren dominierten die damals 14jährigen Grabner-Zwillinge bei der DDR-Crossmeisterschaft ihrer Altersklasse: Zwischen Gold für Yvette und Silber für Yvonne lag nur eine Zehntelsekunde (links). Heute gehören sie zu unserer Spitzenklasse auf den Mittelstrecken.

Zwillings-Geschichten

Eher statistisch nachzuweisen als wissenschaftlich erklärbar ist jedoch, daß es bisher nicht Zwillingsschwestern oder Pärchen sondern Zwillings b r ü d e r waren, die im Sport die Welt eroberten. Wie in der DDR die vielbeschriebenen, weil mit Goldmedaillen reich gesegneten Landvoigts. Oder die mit zwei verschiedenen Geburtstagen auseinanderzuhaltenden Olympiasieger und Vielfach-Weltmeister Ullrich und Walter Dießner. Oder die Freimuths und die Nikolays… Nicht anders war das in der Sowjetunion, wo sich jetzt zu den Majorows, Beloglasows, Pimenows und Pleschakows die Fußball-Zwillinge Nikolai und Juri Sawitschew gesellten, die sich beim Pokalsieger-Europacup zwischen Torpedo Moskau und dem VfB Stuttgart mit einem halben Dutzend Toren in die Herzen ihrer Fans schossen. Das 2:0 zu Hause teilten sie sich brüderlich, im Neckarstadion stand mit jeweils zwei Treffern der eine dem anderen ebenfalls nicht nach.

Sie sind waschechte Moskauer, wurden am 13. Februar 1965 geboren, der „ältere" Nikolai quakte eine halbe Stunde früher. Heute, zweiundzwanzigjährig, gleichen sie äußerlich noch immer wie ein Ei dem anderen. Sogar in der Größe (1,81 m) und im Gewicht (73 kg) stimmen sie überein. Gleichwohl gibt es einen Unterschied, der ist ihnen jedoch nicht anzusehen. Nikolai ist sanfter und überlegt erst eine Weile, bevor er was sagt. Juri ist ehrgeiziger und in seinen Urteilen kategorischer. Dieser Kontrast zeigt sich vor allem auf dem Spielfeld, wo der schnelle und entschlossene Juri mehr auffällt und weit mehr Tore schießt als der Bruder. Früher war das übrigens umgekehrt. Der „Große" trug, wenn auch als kurz vorm Abpfiff eingewechselter Spieler nur für ein paar Minuten, als erster das Trikot der Torpedo-Elf. Später schoß er in 29 Spielen acht Tore, Juri in zwölf kein einziges…

Alle Fans kennen das Geburtsjahr der Sawitschews ganz genau. Weil sie sich dabei daran erinnern, daß 1965 Torpedo Moskau sowjetischer Fußballmeister wurde. Aus diesem kühlen Grunde ist heute mitunter der Satz zu hören: „Das Jahr '65 hat uns auch noch die Sawitschew-Zwillinge gebracht!" Der Spaß an den beiden sowohl auf den Rängen wie auch im Mannschaftskollektiv lag anfangs zuallererst darin begründet, daß niemand sie auseinanderhalten konnte. Die „Torpedos" brauchten dazu ein ganzes Jahr, und die immer wiederkehrenden Verwechslungen sorgten für Heiterkeit und gute Stimmung in der Elf.

Auf ihren Wegen als Fußballer gingen sie nie getrennt. „Als Knirpse spielten wir bei ‚Sojus' um die Moskauer Meisterschaft, und in Anatoli Bragin hatten wir einen Trainer, dem es vornehmlich darauf ankam, aus uns brauchbare Menschen zu machen. Später, an der Moskauer Fußballschule, wurden wir von den Trainern der Torpedo-Reserve, Valeri Filatow und Wladimir Jurin, entdeckt. Nachdem sie uns eine Weile zugeschaut hatten, schickten sie eine Einladung, die wir auch annahmen. Bei den ‚Torpedos' sind wir schnell heimisch geworden. Vor allem erfahrene Spieler wie Prigoda und Kruglow, Burjak und Schawlo haben sich um uns gekümmert und uns unbewußt das Gefühl gegeben, als seien wir nie woanders gewesen als bei Torpedo."

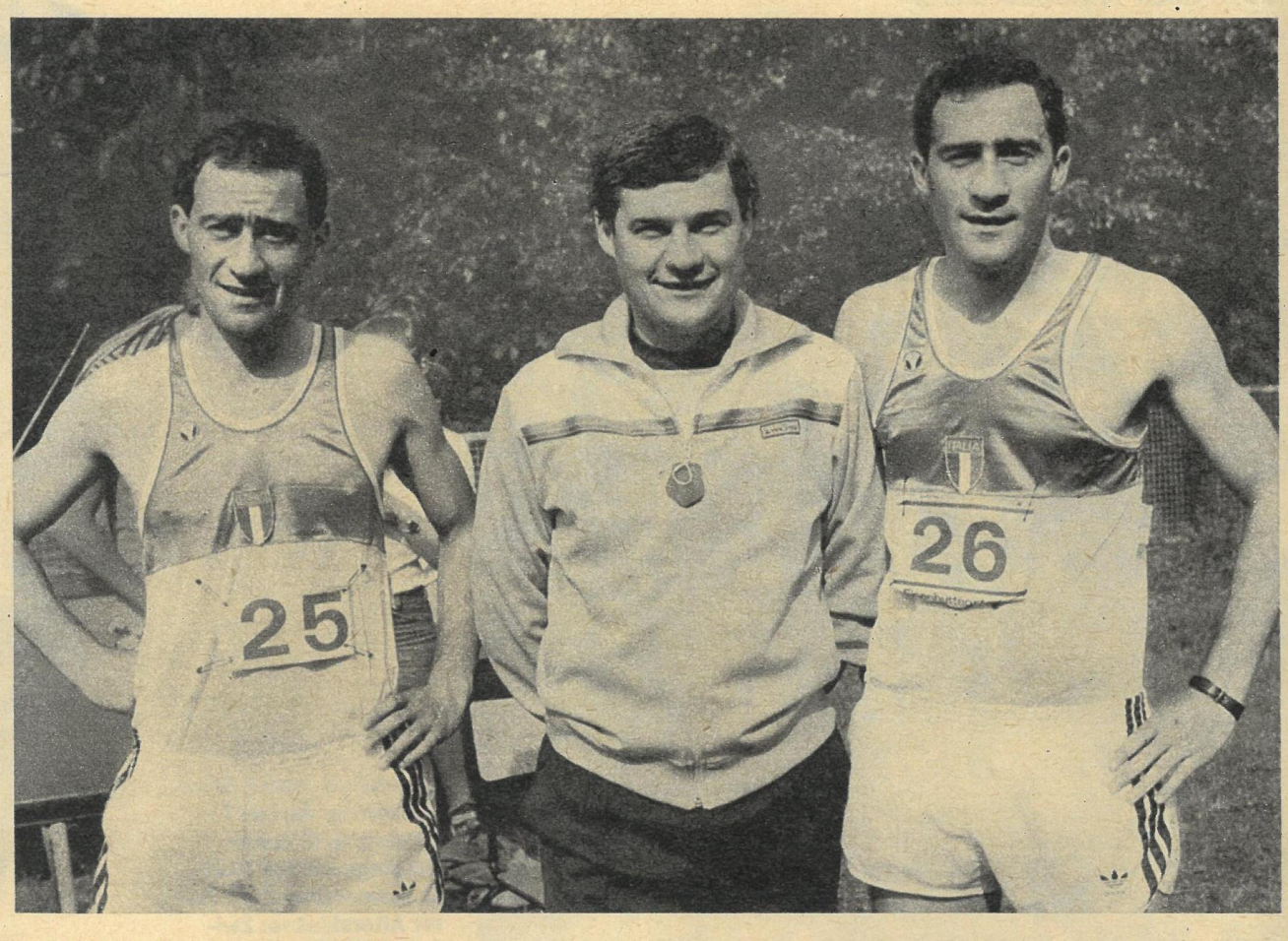
Die Sawitschew-Eltern interessierten sich früher für Fußball überhaupt nicht. Es war ihnen allein wichtig, daß die Zwillingsbrüder nicht auf der Straße herumlungerten, sondern einer anständigen Freizeitbeschäftigung nachgingen. „Jetzt ist das anders", erzählt Juri. „Vater saß bislang nur bei Eishockey vorm Fernseher, seit langem hat er auf Fußball umgeschaltet. Und Mutter fängt ebenfalls an, sich zurechtzufinden. Jedenfalls weiß sie schon, was ein Elfmeter ist und warum er gegeben werden muß. Wir haben auch noch eine ältere Schwester, deren Sohn Sascha unbedingt in unsere Fußtapfen treten will. Anatoli Bragin hat ihn bei ‚Sojus' unter seine Fittiche genommen, also wird's schon was werden."

Die Zwillingsbrüder sitzen gegenwärtig im dritten Studienjahr am Malachowsker Gebietsinstitut für Körperkultur nebeneinander auf der Schulbank. Und nicht auszudenken, wenn es bei Torpedo Moskau eines Tages einmal die originelle „Zwillingsachse" Sawitschew/Sawitschew geben würde. Dazu eine so gute wie die bei Dynamo Kiew mit Blochin und Burjak, als dieser noch in der ukrainischen Hauptstadt spielte. „Vielleicht gerade weil sie Zwillinge sind und sich von Kindheit an genau kennen, ergänzen sie sich in ihrem Spiel geradezu ideal", meint Torpedo-Cheftrainer Valentin Iwanow…

★

Anfang der siebziger Jahre gehörten die Schmidts (geb. 12. 2. 1950 in Wolmirstedt) zu den besten 800-m-Läufern der DDR. Die einzige Chance, sie zu unterscheiden, waren Ullrichs Leberfleck am rechten Kinnwinkel und Wolfgangs Narbe nach einer Blinddarm-Operation – die aber öffentlich nur besichtigt werden konnte, wenn er Badehose trug. In der Schule saßen sie nur so lange nebeneinander, bis die Lehrer nicht mehr wußten, mit wem sie's zu tun hatten. Beim Abschluß der 10. Klasse fehlte Ulli nur in Russisch eine Eins, um mit Wolfgang gleichzuziehen – der hatte nur Einsen. Dann erlernten beide den Beruf eines Elektromonteurs und studierten Maschinenbau. Weil sie auch an der Hochschule nebeneinander saßen, ging es den Dozenten genauso wie den Lehrern in Wolmirstedt, wo sie einmal als „Musterbeispiel eineiiger Zwillinge" bezeichnet worden waren.

Was Wunder. „Wir haben die gleichen



Die Damilano-„Dynastie" aus Scarnafigi: Zur Rechten und zur Linken ihres großen Bruders und Trainers Sandro die Zwillingsbrüder Giorgio (25) und Maurizio (26). Alles Gold (und das war viel) brüderlich geteilt, Stahlwerker von Beruf, Diplomsportlehrer, VP-Offiziere mit gleichem Dienstgrad, jetzt Trainer, Familienväter und gemeinsame Hausbewohner: Die Ruder-Könige Jörg und Bernd Landvoigt (rechts).

Die erfolgreichsten Zwillinge der olympischen Geschichte

Name	Land	geb.	Sportart	Jahr	Gold	Silber	Bronze
Carlberg Eric/Vilhelm	Schweden	5. 4. 1880	Schießen	08/12/24	5	7	–
Landvoigt Jörg/Bernd	DDR	23. 4. 1951	Rudern	72/76/80	4	–	2
Majorow Boris/Jewgeni	UdSSR	11. 2. 1938	Eishockey	64/68	3	–	–
Dießner Ullrich/Walter	DDR	27./26. 11. 1954	Rudern	76/80	2	2	–
White Edgar/Sumner	USA	17. 11. 1929	Segeln	52	2	–	–
Beloglasow Anatoli/Sergej	UdSSR	16. 9. 1956	Ringen	80	2	–	–
Evans Mark/Michael	Kanada	16. 8. 1957	Rudern	84	2	–	–
Borg Ake/Arne	Schweden	18. 8. 1901	Schwimmen	24/28	1	2	3
Mahre Phil/Steve	USA	10. 5. 1957	Ski/alpin	80/84	1	2	–
Lipien Jozef/Kazimierz	Polen	6. 2. 1949	Ringen	72/76/80	1	1	1

Text: Hans Richard Vollbrecht, Alexej Wladykin. Fotos: Detlef Christel, Klaus Geißler, Christoph Höhne, Volkmar Billeb, H. F. Müller

Die Sawitschews. Im Europacup der Pokalsieger 1986/87 schossen sie mit ihren Toren, jeder deren drei, den VfB Stuttgart an den Rand einer fußballerischen Demütigung.

Ansichten und den gleichen Geschmack", sagte Ulli. „Wenn dem Wolfgang ein Buch besonders gefällt, dann gefällt es mit Sicherheit auch mir. Bevor Wolfgang heiratete, bewohnten wir in Magdeburg gemeinsam ein Zimmer. Der Möbelkauf war für uns ein Klacks – wir wollten beide dies und nichts anderes. Und dann hat Wolfgang geheiratet. Seine Renate hätte ich auch genommen." Und just zu dieser Zeit erreichten sie auch sportliche Deckungsgleichheit: Beide standen mit 1:47,8 min auf Platz 2 der DDR-Jahresbestenliste!

Sie waren sich als Läufer sowieso immer sehr nahe. Auf die Minute genau begannen sie in Wolmirstedt ihre sportliche Laufbahn. Sie wollten Leichtathleten werden, aber partout keine Mittel- oder gar Langstreckler. Doch wie das eben so ist: Erst liefen sie gemeinsam nur die 200, dann auch die 400 und schließlich die 800 Meter. Dort wurden sie seßhaft, und auf dieser Strecke unterboten beide zu gleicher Zeit erstmals die Zweiminutengrenze: Ulli lief 1:58,0, Wolfgang 1:58,3 min. Nachdem mit 1:51,1 bzw. 1:51,9 min ihre Leistungen vorübergehend etwas weiter auseinandergedriftet waren, rückten sie dafür schon beim nächsten Mal näher zusammen als je zuvor: Ulli 1,50,7, Wolfgang 1:50,8 Minuten. Und postwendend dokumentierten sie jene Schmidtsche Zwillingsbrüderschaft: Zuerst Ullrich 1:47,8 min, dann Wolfgang die gleiche Zeit!

Über die beiden gab's noch eine andere Geschichte. Beim „Internationalen" 1971 in der Berliner Dynamo-Halle wollte jemand Autogramme von ihnen, aber Wolfgang war momentan nicht zur Stelle. Ulli nahm einen Zettel, unterschrieb und versprach, ihn mit Wolfgangs Namenszug versehen an der Kasse zu hinterlegen. Aber dann brachte Ulli den Zettel doch lieber selbst wieder zurück. „Bist ein prima Kerl, Ulli", sagte der Autogramm-Bittsteller. „Nee, ich bin doch der Wolfgang, Ulli hat mir den Zettel gegeben..." Und da beugte sich Wolfgang nach vorn und zeigte seinen Leberfleck auf dem Kinn...

★

Die Ruuds (Sigmund/Jahrgang 1907, Birger/1911 und Asbjörn/1919) – alle norwegische Olympiasieger oder Weltmeister im Skispringen – sind das wohl berühmteste Brüder-Trio der Sportgeschichte. Sie sprangen und siegten unter dem Markenzeichen „Ruud-Dynastie". Doch im Gegensatz zu ihnen befinden sich unter den drei Damilanos aus dem Dorf Scarnafigi nahe Turin Zwillingsbrüder: Der Senior Sandro „verführte" Maurizio und Giorgio (geb. 6. 4. 1957) zum Gehen und trainierte sie fortan, wobei Maurizio von Giorgio immer eine Extraeinladung bekommen mußte, weil er keinen rechten Spaß daran hatte – zu g e h e n ... Beide erreichten schließlich die Weltklasse. Maurizio wurde 1980 in Moskau sogar 20-km-Olympiasieger. Auch sie auseinanderzuhalten, ist ein Kunststück. Zu allem Überfluß sind sie, wie die Sawitschews, auch noch gleich groß und gleich gewichtig. Bei ihrer Ankunft damals in Scheremetjewo konnten sie nur mittels Autogramm unterschieden werden.

★

Beim olympischen Rudern 1980 in Moskau-Krylatskoje gewannen im Zweier ohne Steuermann zwei märzgeborene Zwillingspaare Gold und Silber: Bernd und Jörg Landvoigt (DDR/geb. 23. 3. 1951 in Brandenburg) vor Juri und Nikolai Pimenow (UdSSR/geb. 29. 3. 1958). Die „Landvoigte", unzertrennlich und mit idealer Übereinstimmung bis heute, sind die sportlich erfolgreichsten Zwillinge des letzten halben Jahrhunderts. Bevor sie nach Moskau fuhren, hatten sie mit „ihrem" Boot schon vier Weltmeistertitel und einen Olympiasieg errungen.

In Potsdam, ein Steinwurf von ihnen entfernt, trainierten die Zwillingsbrüder und Leichtathleten Uwe und Jörg Freimuth. Sie waren beide Zehnkämpfer, dann wurde Jörg Hochspringer, weil er glaubte, bei dem „ganghohen" Temperament der beiden wäre das besser so. Und jeder kletterte auf „seiner" Leiter nach oben: Uwe mit 8704 Punkten auf den vierten Rang der ewigen Weltbestenliste, Jörg auf den olympischen Bronzeplatz von Moskau.

BREMSE DES WETTRÜSTENS

Worum es bei den Debatten um die Auslegung des ABM-Vertrages geht

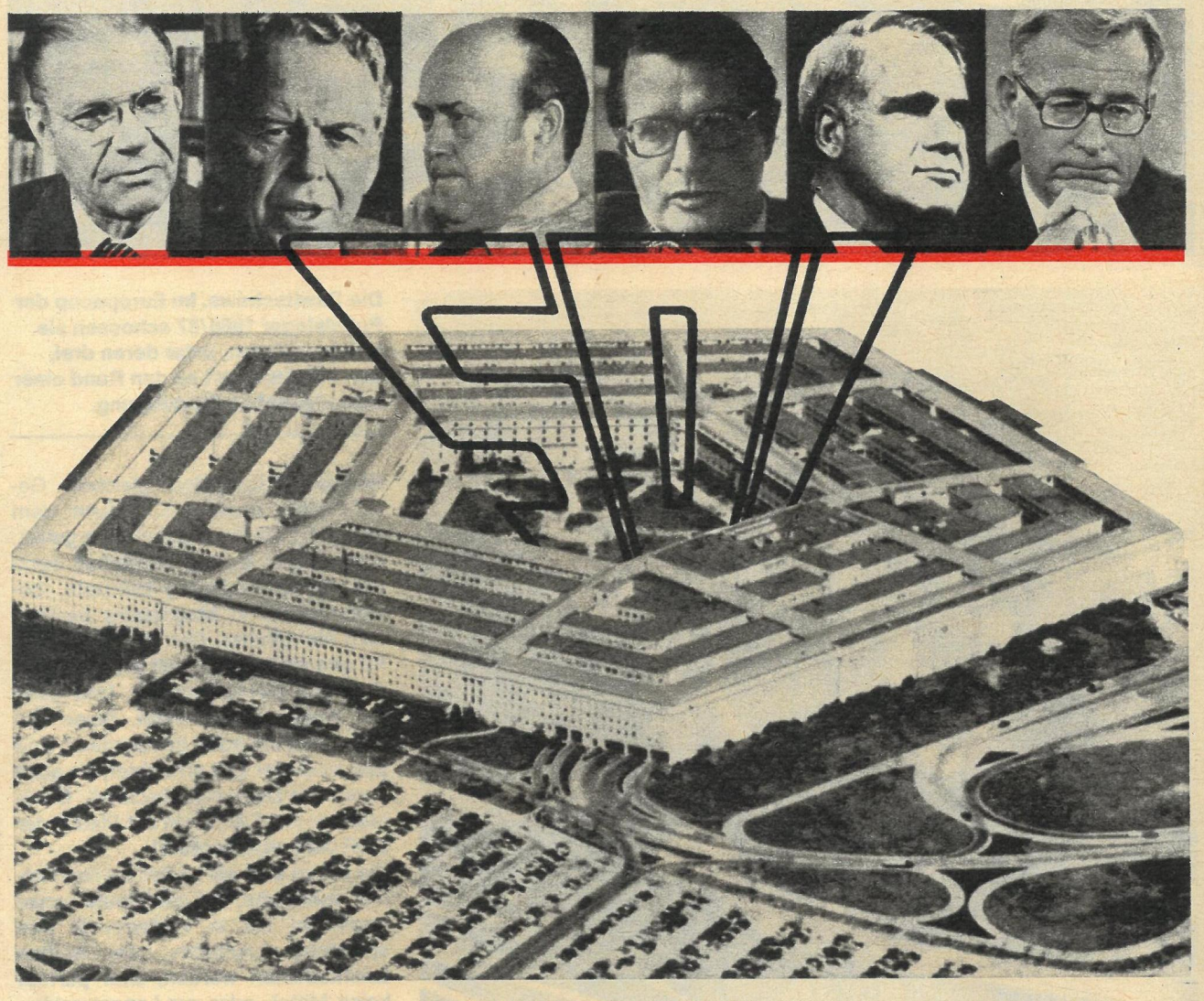
Ein Beitrag von Professor Dr. Franz Knipping

Anfang März wandten sich namhafte Persönlichkeiten der USA in einem weithin beachteten Brief an Präsident Reagan. Das Schreiben trug die Unterschriften von Robert McNamara, Clark Clifford, Melvin Laird, Elliot Richardson, James Schlesinger und Harold Brown. Jeder der Genannten hatte zwischen 1961 und 1981, unter zwei republikanischen und drei demokratischen Präsidenten, für kürzere oder längere Zeit an der Spitze des Verteidigungsministeriums, des Pentagon, gestanden. Was die Sechs nun bewog, gemeinsam zur Feder zu greifen und sich öffentlich zu äußern, war ihr übereinstimmender Standpunkt zum ABM-Vertrag. Dieser, so hieß es in dem Brief, leiste „einen wichtigen Beitrag zur amerikanischen Sicherheit und zur Verringerung der Gefahr eines Nuklearkrieges". Wichtiger als je zuvor sei es darum, jedwede Handlungen zu vermeiden, die den Vertrag untergraben.

Einzigartiges Dokument

Mit ihrem Appell schalteten sich die ehemaligen US-Verteidigungsminister in eine Debatte um Fragen der Friedenssicherung ein, die in der internationalen Öffentlichkeit voll entbrannt ist. Ihr Thema ist der vor 15 Jahren, am 26. Mai 1972 in Moskau unterzeichnete sowjetisch-amerikanische Vertrag über eine Begrenzung der Raketenabwehrsysteme, nach der englischsprachigen Bezeichnung für solche Systeme (Anti-Ballistic Missiles) zumeist kurzweg ABM-Vertrag genannt. Vereinbart während der ersten Verhandlungen über eine Begrenzung der nuklearen strategischen Offensivwaffen (SALT I), unbefristet mit sechsmonatiger Kündigungsfrist abgeschlossen, am 13. Juni 1972 durch „gemeinsame Interpretationen" und am 3. April 1974 durch ein Zusatzprotokoll ergänzt, verkörpert dieser Vertrag ein einzigartiges Dokument in der Geschichte der Rüstungskontrolle. Seine aktuelle Bedeutung ergibt sich vor allem daraus, daß er sowohl dem Geist als auch dem Buchstaben nach diametral dem Projekt Washingtons zur Entwicklung, Erprobung und Stationierung weltraumgestützter Waffensysteme entgegensteht.

Die Unvereinbarkeit von sogenannter Strategischer Verteidigungs-Initiative (SDI) und ABM-Vertrag ergibt sich eindeutig aus dem Wortlaut seiner wichtigsten Bestimmungen. Artikel I enthält die Verpflichtung beider Seiten, die Raketenabwehrsysteme ihres Landes einzuschränken, nicht auszubauen und keinerlei Grundlage dafür zu schaffen. In Artikel II wird ein Raketenabwehrsystem als „System für die Bekämpfung strategischer ballistischer Raketen oder ihrer Elemente auf Flugbahnen" definiert. Artikel III begrenzt – nach dem 1974er Protokoll – die Anzahl der Raketenabwehrsysteme auf lediglich eines je Land, wobei jeweils 100 Abschußrampen zugestanden werden. In Artikel V verpflichten sich die Vertragspartner, „keine Raketenabwehrsysteme oder deren Bestandteile auf See, in der Luft, im Kosmos oder bewegliche Systeme zu Lande zu schaffen, zu erproben und zu unterhalten". Bekräftigt wird diese Verpflichtung durch die „Vereinbarte Erklärung D", einen Anhang, der unter anderem auch perspektivische Raketenabwehrmittel im Weltraum untersagt.



Der ABM-Vertrag weist jedoch weit über das hinaus, was seinerzeit in Präambel, 16 Artikeln und Anlagen an konkreten Maßnahmen und Verpflichtungen festgeschrieben wurde. Sein politisch-philosophischer Sinn bestand – woran Michail Gorbatschow auf dem Moskauer Friedensforum im Februar erinnerte –, von Anfang an darin, durch gegenseitige Beschränkung der Raketenabwehr die strategische Stabilität zu gewährleisten und damit den ewigen, im Atomzeitalter besonders gefährlichen Wettstreit zwischen „Schild" und „Schwert" zu beenden. Im SALT-I-Abkommen und im ABM-Vertrag hatten beide Seiten ausdrücklich anerkannt und fixiert, „daß nur gegenseitige Zurückhaltung auf dem Gebiet der Raketenabwehr es gestatten wird, auf dem Wege der Begrenzung und Reduzierung der Offensivwaffen voranzukommen".

Der Gefahren bewußt

Anders gesagt: Angesichts der gesicherten, auf strategischen Kernwaffen beruhenden Fähigkeiten beider Mächte, jeden Angriff mit einem vernichtenden Gegenschlag zu beantworten, entschieden sich die Vertragspartner zu den Begrenzungen. Dies geschah in der klaren Erkenntnis, daß „eine effektive Abwehr von Nuklearwaffen technologisch nicht realisierbar ist und bereits die Absicht zu einer solchen Verteidigung destabilisierend ist".
In diesem Sinne drückte die Präambel des ABM-Vertrages als gemeinsame Überzeugung und Geschäftsgrundlage von UdSSR und USA aus: Eine Einschränkung der Raketenabwehrsysteme bildet einen wesentlichen Faktor zur Eindämmung des strategischen Rüstungswettlaufs als Ganzes und vermindert die Gefahr eines Kernwaffenkrieges.
In der Tat machte es der ABM-Vertrag möglich, einen Rüstungswettlauf in der Kategorie der strategischen Defensivwaffen bis heute wirkungsvoll zu verhindern. Laut Gerard Smith, dem Chefunterhändler der USA bei den SALT- und ABM-Gesprächen von 1969 bis 1972, handelt es sich bei ihm um „das Kernstück der Bemühungen um Begrenzung des strategischen Wettrüstens durch internationale Abkommen" schlechthin. Dieser Vertrag, so urteilte Smith unlängst, „war Ausdruck dafür, daß beide Seiten sich gleichermaßen eben der Gefahr bewußt waren, mit welcher nunmehr der Krieg der Sterne die Welt konfrontiert". Und er zog daraus den Schluß:„Die Verteidigung des ABM-Vertrages ist somit für all jene ein erstrangiges Erfordernis, die den durch das Sternenkriegsprogramm entstandenen Schaden begrenzen möchten."
Hingegen ersannen die Verfechter der Weltraumrüstung ständig neue Tricks und Täuschungsmanöver, um die eindeutigen Festlegungen des Vertrags zu umgehen oder zu unterlaufen. So behaupteten sie zunächst, SDI sei nichts weiter als ein Forschungsprogramm und stehe durchaus im Einklang mit entsprechenden Artikeln des Dokuments; das darin ausgesprochene Verbot beträfe allein die Entwicklung, Erprobung und Stationierung (development, testing, deployment) von Raketenabwehrsystemen oder einzelnen ihrer Bestandteile. Unter der Prämisse, daß bloße Forschung dem ABM-Vertrag nicht zuwiderlaufe, beteiligten sich denn auch einige Verbündete der USA wie Großbritannien, BRD, Israel an Arbeiten im Rahmen der SDI-Organisation.

Akrobatische Verrenkungen

Zugleich bereiteten die Pentagon-Verantwortlichen weitere Auffangstellungen vor. Erstmals vor zwei Jahren überraschten sie die Öffentlichkeit mit der Ankündigung, daß der ABM-Vertrag anstelle der bislang üblichen buchstabengetreuen und strikten auch eine „breitere" oder „erweiterte" Auslegung erlaube. Mit geradezu akrobatischen Verrenkungen konstruierten sie eine Interpretation, derzufolge praktische Erprobungen und sogar die Stationierung einzelner Elemente eines Raketenabwehrsystems im Weltraum zulässig seien. „Begründet" wurde dies damit, daß bei SDI ein neuartiges technologisches Konzept zum Tragen komme, beruhend auf Laser- und anderen Strahlenwaffen, die zum Zeitpunkt der Unterzeichnung des Vertrages noch gar nicht existierten und daher durch ihn auch nicht abgedeckt sein könnten.
Auf wie schwachen Füßen derartige Konstruktionen stehen, stellten mittlerweile zahlreiche Experten eindeutig klar, unter anderem Mitglieder der amerikanischen Verhandlungsdelegation von 1972. Ihr seinerzeitiger Leiter, Gerard Smith, bekräftigte mehrfach, daß es keine „weite" Auslegung dergestalt gibt, daß die Erprobung von Weltraumwaffen gestattet sein könnte. Sein damaliger Berater John B. Rhinelander bestätigte, daß das in Artikel V statuierte Entwicklungs-, Test- und Stationierungsverbot nicht nur herkömmliche Abfangraketen, sondern auch „neue Technologien wie kinetische oder Strahlenwaffen" einschließt. Der Rechtswissenschaftler Kevin C. Kennedy, der die Anhörungsprotokolle des Senats vor der Ratifizierung des Vertrages im Herbst 1972 auswertete, gelangte zu diesem Schluß: Jede Entwicklung und Erprobung von SDI-Technologien, die nicht landgestützt sind, ist absolut unzulässig; ihre Stationierung ist selbst in einem erlaubten landgestützten Abwehrsystem, um so mehr in einem weltraumgestützten durch den Vertrag verboten.
Ähnliche Auffassungen vertreten auch die meisten westeuropäischen Regierungen. Den einseitigen Interpretationsänderungen begegneten sie zudem mit dem Argument, daß der ABM-Vertrag schließlich zwei Signatare habe. Wie er aufzufassen und auszulegen sei, könnten mithin nur USA und UdSSR gemeinsam klären. Eben eine solche unzweideutige Klärung herbeizuführen, und zwar dergestalt, daß der ABM-Vertrag restriktiv befolgt und zugleich weiter gefestigt wird, nutzte die Sowjetunion im Oktober 1986 das Gipfeltreffen Gorbatschow–Reagan in Reykjavik. Getreu ihrem kühnen Konzept, die Menschheit noch zu Lebzeiten der gegenwärtigen Generation von allen Kernwaffen zu befreien, legte die sowjetische Seite ein ganzes Paket von radikalen Abrüstungsmaßnahmen auf den Tisch. Dazu gehörten die Reduktion der beiderseitigen strategischen Offensivwaffen um 50 Prozent binnen fünf Jahren, die Beseitigung aller Mittelstreckenwaffen der UdSSR und der USA in Europa und die Aufnahme von Verhandlungen über die vollständige Einstellung der Nuklearversuche. Eine Einigung zeichnete sich ab. Sie scheiterte buchstäblich in letzter Minute daran, daß die USA an ihren Sternenkriegsplänen, dem SDI-Programm, festhielten.
In einer Fernsehansprache nach Reykjavik verdeutlichte Michail Gorbatschow die sowjetische Position folgendermaßen: „Wenn wir damit einverstanden sind, die Kernwaffen einschneidend zu reduzieren, so müssen wir eine Situation schaffen, in der es weder im Handeln noch im Denken Versuche gibt, die strategische Stabilität ins Wanken zu bringen und die Vereinbarungen zu hintergehen. Deshalb müssen wir die Gewißheit der unbefristeten Einhaltung des ABM-Vertrages haben." Demgemäß hatte die Sowjetunion denn auch vorgeschlagen: Beide Länder verpflichten sich, im Verlauf von zehn Jahren ihr Recht auf Austritt aus diesem unbefristeten Vertrag nicht wahrzunehmen und alle seine Bestimmungen strikt einzuhalten. Das schloß durchaus die Möglichkeit ein, bestimmte Forschungsarbeiten und Tests in Laboratorien durchzuführen, nicht jedoch mit Komponenten des SDI-Programms in den Kosmos zu gehen.

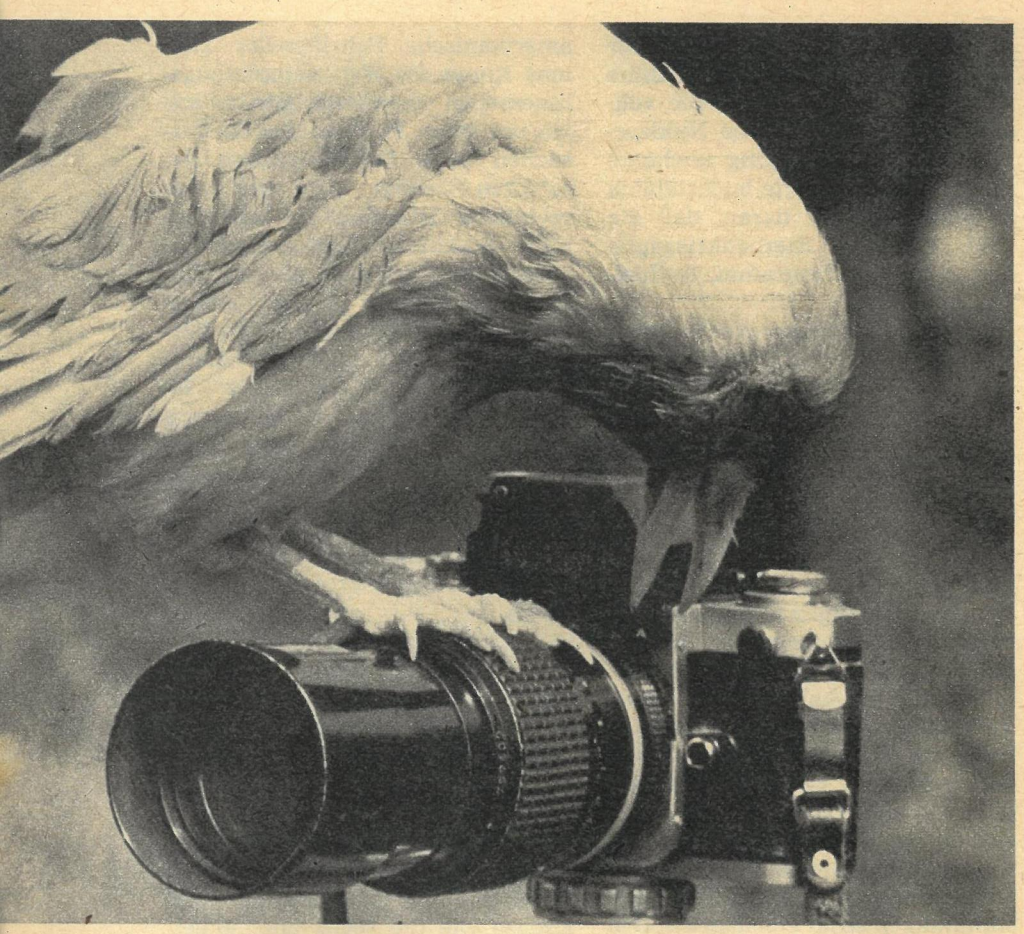
Pentagon will stationieren

Genau das aber haben die Vorreiter des Sternenkriegs, nach Reykjavik mehr denn je, im Sinn. Seit Monaten, konstatierte Anfang März das US-Magazin „Business Week", „drängen konservative Anhänger Präsident Reagan, die SDI-Entwicklung zu beschleunigen, damit es künftigen Regierungen schwerfällt, das Projekt eines weltraumgestützten Verteidigungssystems fallenzulassen". Und – „inzwischen schießen Pläne für baldige Stationierungen wie Pilze aus der Erde". Nach Vorstellungen des Pentagon ist 1988 unter der Code-Bezeichnung „Delta 181" der erste großangelegte Test von Weltraumwaffen vorgesehen, bei dem ein anvisiertes konkretes Ziel durch Aufprall zerstört werden soll. Im Gefolge dessen ist die Aufstellung von Komponenten des SDI-Programms nicht erst irgendwann in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, sondern bereits für 1993/94 geplant.
Bezeichnenderweise forcierten die SDI-Befürworter ihre Kampagne für vorzeitige Stationierung just zu dem Zeitpunkt, da die Vorschläge der Sowjetunion zur Beseitigung aller sowjetischen und amerikanischen Mittelstreckenraketen in Europa den Genfer Abrüstungsdialog aus der Sackgasse führten. Es bot sich die einzigartige Chance, wesentliche Schritte einzuleiten, um unseren Kontinent kernwaffenfrei zu machen. Ginge es jedoch nach der „kosmischen Mafia", wie der amerikanische Schriftsteller Thomas Karas die Weltraumrüstungsbesessenen charakterisierte, so sollen um jeden Preis vollendete Tatsachen beim SDI-Programm geschaffen werden. „Um sich eine rechtliche Grundlage für beschleunigte praktische Erprobungen zu verschaffen, wünscht die Administration, sich die ‚breite', ‚erweiterte' Interpretation des ABM-Vertrages zu eigen zu machen", berichtete das Magazin „Newsweek". Einen „veränderten ABM-Vertrag unter allen Umständen", mithin einen Ausstieg aus dem bestehenden forderte unterdes der Chef des Sternenkriegsprogramms, Generalleutnant James Abrahamson. Und wie die „Washington Post" enthüllte, schreckte die einflußstarke SDI-Lobby auch nicht davor zurück, die Verhandlungsprotokolle von 1972 „zu manipulieren, um ihren Wunsch nach Legalisierung von SDI zu verwirklichen".

Stimmen der Vernunft

Immer vernehmlicher verschafften sich jedoch in Washington auch Stimmen der Vernunft Gehör. Ebenso wie die sechs ehemaligen Verteidigungsminister verlangten in den USA Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses, namhafte Politiker beider großen Parteien, Wissenschaftler, Militärs und Friedensorganisationen, das einzige existierende Abkommen zur Rüstungsbegrenzung zu erhalten und exakt einzuhalten. In allen Teilen der Erde warnten Vertreter von Regierungen, darunter nahezu aller NATO-Verbündeter der Vereinigten Staaten, und Repräsentanten unterschiedlicher politischer Kräfte vor den äußerst gefährlichen Konsequenzen, die eine Abwendung vom ABM-Vertrag heraufbeschwören würde. Sie machen geltend, daß dieses im Ergebnis mehrjähriger Diskussionen und Verhandlungen zustande gekommene Dokument anderthalb Jahrzehnte hindurch als wichtigste völkerrechtliche Bremse des Wettrüstens gute Dienste geleistet hat.
Diese Bremse zu zerstören, würde dem Wettrüsten mit Nuklearraketen neue Dimensionen verleihen, unvermeidlich einen Rüstungswettlauf im Weltraum auslösen, die Idee der Rüstungskontrolle in Verruf bringen. „Die Grundlage für ein umfassendes Abrüstungsabkommen mit der Sowjetunion", artikulierte die BRD-Wochenzeitung „Die Zeit" derartige Besorgnisse, „vielleicht sogar für den geplanten Separatvertrag über die Mittelstrekkenwaffen, wäre dann dahin." Die Bremse ABM-Vertrag beizubehalten und getreu den eingegangenen Verpflichtungen weiter zu betätigen, vergrößert demgegenüber die Chance, selbst noch so komplizierte Probleme der Rüstungsbegrenzung und Abrüstung durch Verhandlungen und Vereinbarungen zu lösen.

Fotos: Archiv



Karl klaute Klara...

Ein „weißer Rabe", eigentlich eine junge Nebelkrähe, wurde von den Eltern verstoßen. Kinder der russischen Stadt Kalinin hoben den Unglücksraben auf und brachten ihn ins Haus des Kunsthandwerkers Roman Wladimirowitsch Ferman, in die Gesellschaft eines australischen Sittichs, einer kalifornischen Wachtel und eines indischen Glanzstars. „Grischka" hat sich gut eingelebt; keiner krächzt so flott wie er den Zungenbrecher „Karl kral Klara... Karl klaute Klaras Korallen."

Schon immer haben Tiere, insbesondere Vögel, den Menschen interessiert und beschäftigt. Anfangs wurden nur die leicht zu erbeutenden Eier und Jungvögel als Nahrung genutzt, doch bereits der Australopithecus, ein Vormensch, der vor mehr als einer Million Jahren lebte, stellte erwachsenen Exemplaren nach. Schließlich lernten die Menschen Vögel zu zähmen, zu züchten und zu domestizieren, sich als Hausgenossen nutzbar zu machen.

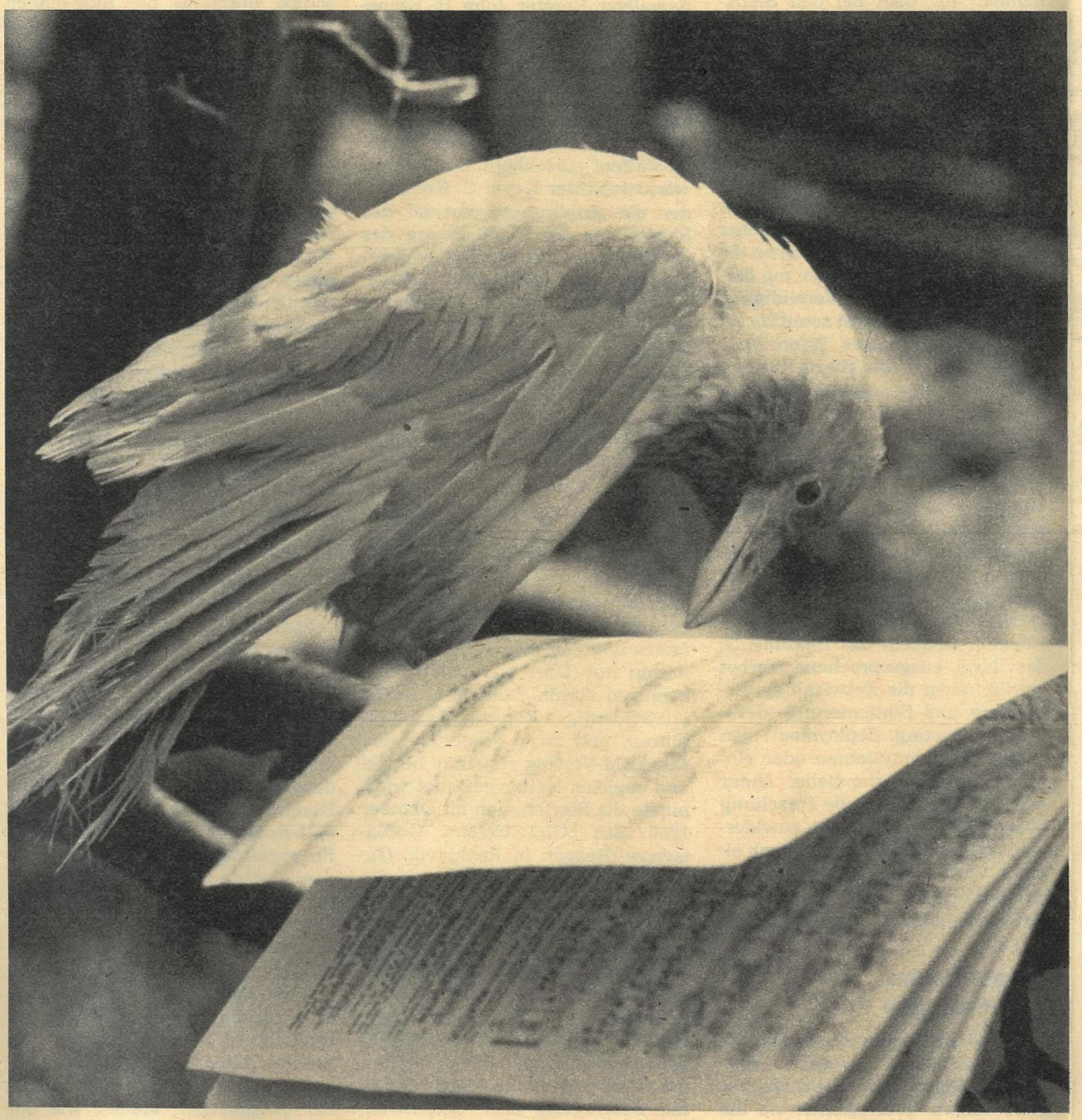
Noch heute werden bestimmte Arten mit den zugehörigen mythologischen Gestalten als heilig verehrt. So die Vogelmutter Tomam vom sibirischen Volk der Keten. Jedes Jahr im Frühling geht sie an den Jenissej und schüttelt aus den Ärmeln ihres Kleides Flaumfedern, die sich in Schwäne, Gänse und Enten verwandeln. Sie fliegen ins Land der Keten. Im Herbst kehren sie zu ihr zurück und werden wieder zu Flaumfedern. Tomam ist nach dem Glauben der Keten die Herrin der Zugvögel, die für den Lebensunterhalt der Keten von großer Wichtigkeit sind.

Als Helfer des Menschen wurden Adler und Falken im alten Orient für die Beizjagd gehalten, Kormorane vermutlich schon im 3. Jahrtausend v. u. Z. in Vorderasien zum Fischfang abgerichtet. Unsere zur Weihnachtszeit so beliebten Gänse waren bereits im Altertum hoch geschätzt. Etwa 4500 Jahre alte Wandmalereien in den Grabkammern des alten Ägypten stellen die Haltung von Gänsen und die Zubereitung von Gänsebraten dar – einer Festspeise, die wohl nur Königen und Priestern zustand.

Der römische Historiker Livius (59 v. u. Z. – 17 u. Z.) rühmt die Wachsamkeit des Federviehs... „Als die Gallier in aller Stille bei Nacht das Kapitol erstiegen, bemerkten das die Schildwachen nicht, die Hunde schwiegen, die der Juno geweihten heiligen Gänse aber, die trotz der Hungersnot vom Schlächter verschont worden waren, erhoben ein großes Geschrei, schlugen mit den Schwingen und weckten die Soldaten. Wenn sich der Tag der Rettung jährte, begingen die Römer ein glänzendes Fest mit einem Umzug, bei dem kostbar geschmückte Gänse mitgeführt wurden."

Ähnliche Verehrung genossen in Athen die Steinkäuze, Schützlinge der Göttin Athene. Auf der Akropolis wurden sie gehegt und gepflegt, athenische Münzen waren mit dem Bildnis der „Eule" versehen.

Wer kennt nicht den Weißstorch, um den sich so manche Legende rankt! Früher in unmittelbarer Nähe der Menschen angesiedelt, spielte er auch in ihrem Leben eine Rolle. „Adebar", der Lebens- und Glücksbringer, war bei den Germanen der Bote des Heim und Ehe schützenden Gottes Donar; die alten Griechen glaubten, daß junge Störche ihre alten Eltern füttern



Fotos: A. Owtschinnikow/TASS

und pflegen. Sie erließen ein Gesetz, das sie Pelargonia (Pelargos: Storch) nannten: erwachsene Kinder hatten für den Unterhalt ihrer Eltern zu sorgen.

Ältere Gebäude in der Türkei sowie Brückengemäuer sind vielfach mit Vogelhäusern aus Ziegelstein, Gips oder Hartholz versehen. Wer auf solche Weise Tauben, Spatzen, Schwalben und Turmfalken Obdach bot, erwarb Verdienst vor Allah; Vögel zu vertreiben oder gar zu töten, galt als schwere Sünde.

Bereits seit dem 15. Jahrhundert ist der Kanarienvogel ein „echter" Hausbewohner. Spanier brachten den sangesfreudigen graugrünen Vogel von den Kanarischen Inseln mit, spanische Mönche züchteten und verkauften ihn teuer. Ein Jahrhundert lang hütete Spanien das Zuchtmonopol und exportierte nur Männchen. Mitte des 16. Jahrhunderts gelangten durch Strandung eines spanischen Seglers einige Kanarien auf die Insel Elba und kreuzten sich mit den dort heimischen Girlitzen. Italiener züchteten mit diesen Bastarden weiter. Vogelhändler brachten die damals schon prächtig gelb gefärbten Sänger nach Tirol zu Bergleuten. Besonders bekannt wurden die „Tiroler Nachtigallenschläger" aus dem Dorfe Imst. Man setzte jungen Kanarienhähnen als „Vorsänger" Nachtigallen bei und erzielte so einen melodischeren Schlag.

Auch Rabenvögel – zu ihnen zählen unter anderem Dohlen, Krähen und die eigentlichen Raben – sind wegen ihrer ständig regen Neugier, ihrer Kontaktfreudigkeit beliebte Pfleglinge. Sie gehören, man glaubt es kaum, ebenfalls zu den Singvögeln. Wie die Papageien besitzen sie ein verhältnismäßig großes, differenziertes Gehirn, das auf hohe Lernfähigkeit schließen läßt. Papageien und viele Rabenvögel erfreuen uns mit ihren „Sprechkünsten". Der bekannte österreichische Verhaltensforscher Konrad Lorenz meint, daß dieses Nachahmen der Sprache nichts anderes ist als das bekannte „Spotten" vieler Singvögel; sie äußerten die fremden, ihnen nicht angeborenen Laute nur in Verbindung mit dem eigenen Gesang, ohne daß jedoch ein Zeichen von Verständnis etwa für den Inhalt menschlicher Vokabeln zu erkennen wäre. Anders bei großen Raben und besonders größeren Papageien. Auch ihr Sprechen menschlicher Wörter trage deutlich den Charakter des absichtslos Spielerischen, der dem Gesange geistig weniger hochstehender Vögel zukommt, doch habe sich manche Lautäußerung von Raben und Papageien merkwürdig unabhängig gemacht. – Professor Lorenz: „Es ist unverkennbar, daß ganz bestimmte und beinahe (b e i - n a h e !) sinnvolle Gedankenverbindungen vorhanden sind!"

Dr. Gisela Petzold,
Tierpark Berlin

FREIE WELT

Im Zug der Zeit

Wer hat heute schon Zeit? Wie im Fluge vergeht sie. Deshalb meint so mancher, im Zug der Zeit zu sitzen, wenn er mit dem Flugzeug

reist. Und erfährt gar nicht, was er auf Erden versäumt. Mein Tip: Nehmen Sie sich Zeit, und steigen Sie in einen Zug, in einen, der zu einer langen Fahrt einlädt. Wahrscheinlich sind Sie eine vom Alltag gehetzte, nervöse Person. Ich garantiere Ihnen, ein paar Tage im Zug helfen besser als Baldriantropfen oder Beruhigungspillen. Sie sitzen am Fenster, sehen unbekannte Dörfer, Städte, Felder und Wälder. Nach einigen Stunden kennen Sie die Lebensgeschichten Ihrer Reisegefährten. Verwundert registrieren Sie, daß Sie noch imstande sind, jemandem ruhig zuzuhören. Ihre täglichen Sorgen sind irgendwo auf dem Bahnsteig zurückgeblieben. Längst hat sich der Rhythmus der Stahlräder in Ihren Ohren eingenistet. Er und das sanfte Schaukeln des Waggons läßt die schmale Schlafbank zu einem Himmelbett werden, egal ob in der Nacht oder am hellichten Nachmittag. Zum Munterwerden ist dann immer noch der Tee bestes Mittel, rötlich oder honiggold schimmernd serviert im alten russischen Teeglas. Versuchen Sie es! Erstaunlich wie die Zeit vergeht, wie im Fluge – nur viel gemütlicher.

Hajo Obuchoff

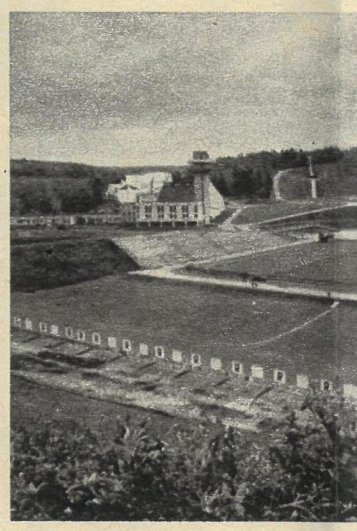
Fotos: Detlef Christel, Peter Meißner, Volkmar Billeb, Lothar Willmann, TASS/B. Kawasschkin; Zeichnung: Andrej Nekrassow; Informationen Karl-Heinz Gummich; Redaktion: Hajo Obuchoff

Ich würde gern eine Touristenreise mit der Eisenbahn in die Sowjetunion unternehmen. Welche Möglichkeiten bietet das Reisebüro dafür?
Fritz Herling, Sömmerda

Beim Reisebüro der DDR kann man verschiedene Standardrouten auf Schienen buchen. Jeder Zug bietet dabei in seinen 12 Waggons 420 Touristen Platz, den sie in Schlafwagenabteilen mit jeweils vier Betten finden. Bis zur sowjetischen Grenze in Brest stellt das Reisebüro Verpflegungsbeutel zur Verfügung. Ab Brest übernimmt dann ein Speisewagen der Sowjetischen Staatsbahnen die Versorgung. Die Reisen dauern gewöhnlich neun oder zehn Tage. Empfehlen möchten wir vor allem folgende Routen: 1. Berlin–Moskau–Minsk–Brest–Berlin. Hauptaufent-

Leningrad

Außerhalb des offiziellen Programms sei eine Fahrt mit zwei PS über den Newski-Prospekt empfohlen. Für einen Rubel fühlt man sich in die Zeit des



Moskau

Fast im Zentrum der Hauptstadt, in der Nähe des Lushniki-Sportparks erhebt sich das Nowodewitschi-Kloster am Moskwa-Ufer. Gleich nebenan befindet sich der nach dem Kloster benannte Friedhof. Der Weg durch diese Ruhestätte vieler bekannter Persönlichkeiten wird zu einem Spaziergang durch die Geschichte. Wir begegnen Namen wie der Literaten Tschechow, Gogol, Majakowski oder der Nachfahren von Puschkin. Bedeutende Politiker, Erfinder, Schauspieler und Sänger, Revolutionäre und berühmte Wissenschaftler fanden hier letzte Ruhe, auch Helden wie der Fliegermarschall Pokryschkin (links).

Minsk

Das Besuchsprogramm für diese Stadt weist neben der obligatorischen Stadtrundfahr einen Besuch der Gedenkstätte Chatyn auf. Sportfreunden sei zusätzlich ein Ausflug zum Sportkomplex Raubitschi vor den Toren von Minsk empfohlen (Foto oben).

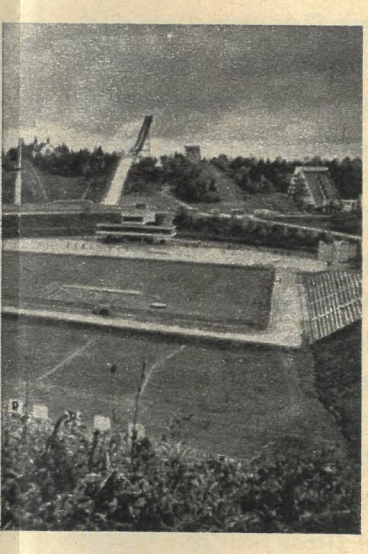
Tallinn

Wie in den meisten sowjetischen Städten lohnt sich auch in Estlands Hauptstadt ein Bummel über den Markt (rechts). Wer das Glück hat, Anfang Juni Tallinn zu besuchen, erlebt die „Tage der Altstadt“: Spektakel und Konzerte auf Straßen und Höfen.

Reiserouten für Zugvögel

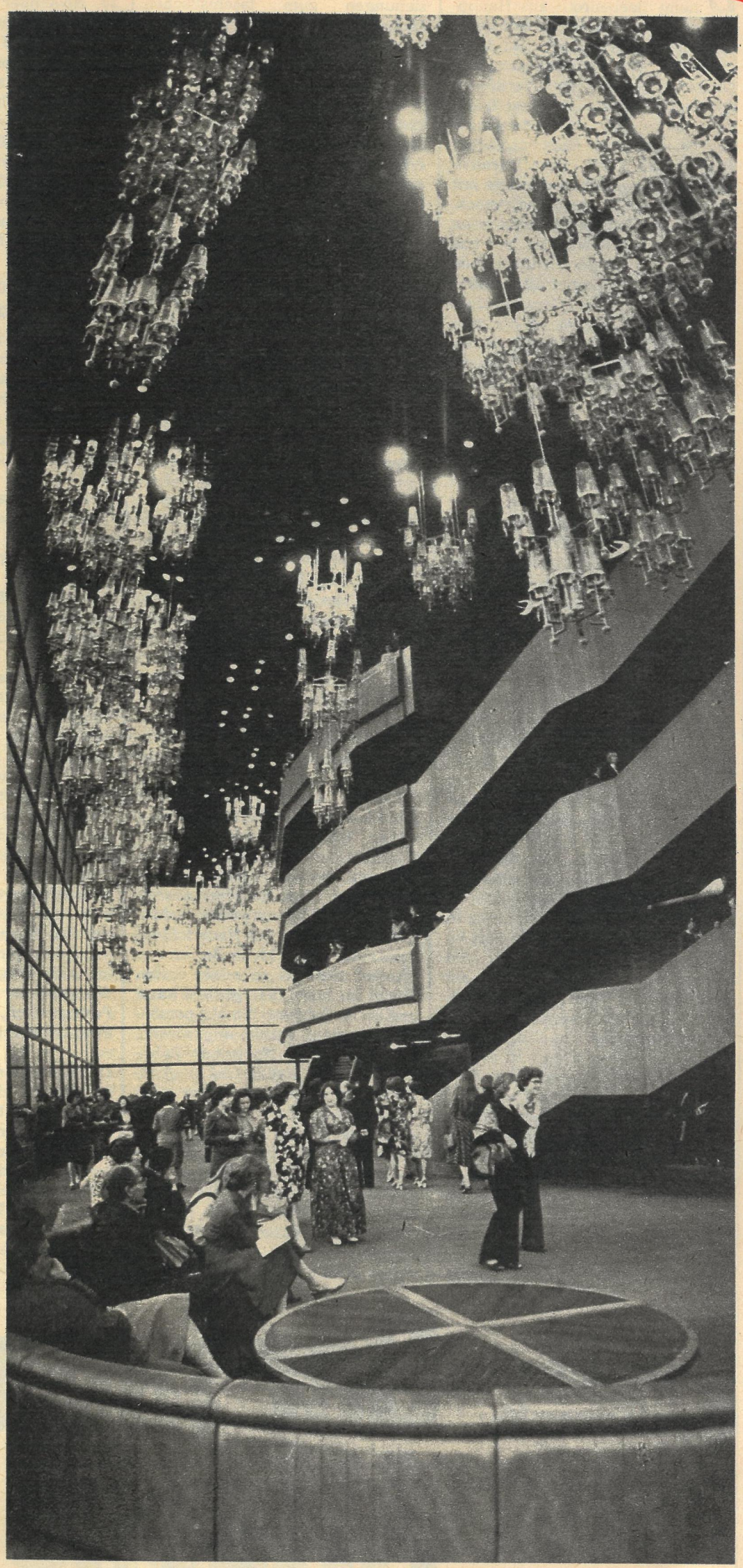
haltsorte sind Moskau (fünf Tage) und Minsk (drei Tage). 2. Berlin–Minsk–Riga–Leningrad–Berlin. Dabei sind ein Tag in Minsk, knapp drei Tage in Riga und drei Tage in Leningrad vorgesehen. 3. Berlin–Vilnius–Leningrad–Berlin. Für Vilnius stehen nicht ganz drei Tage zur Verfügung, ebenso lang ist der Aufenthalt in Leningrad. 4. Berlin–Leningrad–Tallinn–Berlin. In Leningrad halten Sie sich drei Tage auf, in Tallinn sind es gut zwei Tage. Weiterhin gibt es Touristenzüge nach Moskau und Kiew. Züge, die zu Besuchen in Partnerstädte führen, fahren nach einem Sonderprogramm. Wer sich für eine Bahnreise entscheidet, sollte berücksichtigen, daß er mehrere Nächte im Schlafwagen verbringen muß. In den Aufenthaltsorten stehen natürlich Hotels zur Verfügung, die auch die Beköstigung der Touristen übernehmen. In diesen Städten wird ein umfangreiches Programm geboten, zu denen Stadtrundfahrten, die Besichtigung interessanter Gedenkstätten und Museen sowie Freundschaftstreffen mit sowjetischen Bürgern gehören. Die Preise liegen zwischen 1000 und 1100 Mark.

Stadtgründers Peter I. versetzt, vorausgesetzt Sie übersehen den Autoverkehr ringsum. Ein Ratschlag für die hellen Juninächte: Vergessen Sie den Schlaf, entdecken Sie die Stadt für sich ganz allein.



Vilnius

Ebenso wie Tallinn ist auch die litauische Metropole im Besitz der Goldmedaille des europäischen Kuratoriums für die Erhaltung von Baudenkmälern. Das Theater für Oper und Ballett hingegen beeindruckt durch seine moderne Architektur (rechts). Musikliebhaber sollten den INTOURIST-Service nutzen, das führende Musikhaus der Litauischen SSR zu besuchen. In dieser Ostseerepublik wohnt ein musikbesessenes Volk. Zu den traditionellen Sängerfesten, die alle fünf Jahre im Vingis-Park stattfinden, kommen 20 000 Sänger zusammen. Aus 30 000 Laienkollektiven werden sie ausgewählt. Über Nachwuchsprobleme an stimmgewaltigen Sängern kann die Oper also nicht klagen.



Dr. Erhard Baebenroth: Der falsche Attaché

Der Sohn des Bankdirektors Wilhelm Baebenroth aus Hannover wurde 1909 in Helmstedt geboren. Er studierte Jura und legte 1933 das Referendarexamen ab. Darauf folgte er seiner Verlobten, der Dänin Else Nammen, nach Dänemark, die ihm ein weitergehendes Studium im Fach dänisches Recht ermöglichte. Dort heiratete Erhard Baebenroth und kehrte mit ihr 1935 nach Deutschland zurück. Im gleichen Jahr promovierte er an der Universität Göttingen und trat am 1. Juli 1935 der faschistischen Partei bei. 1936 ging er als Justitiar an die deutsche Gesandtschaft nach Dänemark, wo er bis zum Jahre 1940 tätig war. Mit seiner Frau und seinen beiden Kindern lebte er dann in Helmstedt, Moltkestraße 4.

Flucht nach Spanien

1940 wurde Baebenroth zur Nachrichten-Ersatz-Abteilung in Hannover einberufen. Doch während seines langjährigen Studiums und seiner Tätigkeit bei der deutschen Gesandtschaft in Dänemark hatte er immer mehr die Fragwürdigkeit des Krieges und des faschistischen Herrschaftssystems empfunden. Ein wichtiges Moment war der Tod seines Bruders, der in diesem Krieg bereits gefallen war. Baebenroth trat aus der Nazi-Partei aus. Am 12. März 1941 wurde er fahnenflüchtig. Er schlug sich über Frankreich nach Spanien durch. Sofort eingeleitete Fahndungen blieben ergebnislos. Der Bürgermeister von Helmstedt teilte seiner Frau mit, daß auf Grund der Fahnenflucht ihres Mannes die Zahlung des Familienunterhaltes ab 31. März 1941 eingestellt wurde.

Am 23. März tauchte Baebenroth in Barcelona auf und gab sich dort im Hotel als Attaché des Auswärtigen Amtes in Berlin aus. Schon am nächsten Tag verschwand er wieder, ohne seine Übernachtungskosten zu bezahlen. Am 4. April 1941 schrieb er seiner Frau und seinen Eltern aus Madrid, daß er in Spanien sei und es ihm gut ginge.

Wenig später wurde er von der spanischen Polizei festgenommen und als fahnenflüchtiger deutscher Wehrmachtssoldat in das Internierungslager Miranda de Ebro eingeliefert. Die deutsche Botschaft in Spanien sollte mit den spanischen Behörden Verhandlungen über die Auslieferung Baebenroths führen.

Obwohl Franco-Spanien enge Beziehungen zum faschistischen Deutschland unterhielt, lieferte es flüchtige Wehrmachtsangehörige nur aus, wenn diesen ein kriminelles Delikt nachgewiesen wurde.

Welcher Tricks sich die deutsche Botschaft in Spanien bediente, um die Auslieferung Baebenroths zu erreichen, geht aus der Kriegsgerichtsakte nicht hervor. Aber Baebenroth wurde ausgeliefert. Am 4. Oktober 1941 brachte ihn eine Maschine der Lufthansa nach Hannover. Um 14 Uhr des gleichen Tages wurde er in die dortige Standortarrestanstalt eingeliefert. Zwei Tage nach seiner Rückkehr vernahm ihn Kriegsgerichtsrat Fock vom Gericht der 171. Division eingehend über Gründe und Einzelheiten seiner Flucht. Baebenroth erklärte hartnäckig, daß er an epileptischen Anfällen leide, sich an seine Flucht überhaupt nicht erinnern könne und die ganze Zeit in geistiger Umnachtung gelebt habe. Er spielte diese Rolle so echt, daß dem Kriegsgerichtsrat Zweifel kamen und er anwies, Baebenroth im Lazarett Ilten-Köthenwald auf seinen Geisteszustand hin untersuchen zu lassen. Am 15. Oktober wurde er in die geschlossene Abteilung dieses Lazaretts eingeliefert.

Im Verlaufe der Vernehmung durch Kriegsgerichtsrat Fock war Baebenroth klargemacht worden, daß Fahnenflucht mit der Todesstrafe, zumindest aber mit einer sehr hohen Zuchthausstrafe geahndet würde. Aus dem Verhalten der Ärzte konnte er schließen, daß man seinen Berichten von „geistiger Umnachtung" keinen Glauben schenkte. Deshalb ergriff er erneut die Flucht. Das Reserve-Lazarett meldete sein Verschwinden sofort. Die 3. Kompanie der Nachrichten-Ersatz-Abteilung 13, in der er von Oktober 1940 bis zu seiner ersten Flucht im März 1941 gedient hatte und deren Soldaten ihn alle persönlich kannten, wurde angewiesen, am 27. und 28. November Bahnhofstreifen zu stellen und Zugkontrollen durchzuführen. Aber alles verlief ergebnislos.

Am 30. November verfügte das Gericht der 171. Division die Beschlagnahme aller Postsendungen zwischen ihm, seinen Eltern und seiner Frau. Bereits am 28. November war sein Vater, Wilhelm Baebenroth, von der Kriminalpolizei vernommen worden und hatte ausgesagt, daß sein Sohn Erhard am 27. November gegen 8.15 Uhr in der elterlichen Wohnung aufgetaucht sei und erklärt habe, daß er es in der Untersuchungshaft nicht länger aushalte. Sicher käme er wegen seiner Flucht ins Zuchthaus oder man werde ihn gar erschießen. Dem wolle er sich unbedingt entziehen. Erhard habe gefrühstückt, zwei Koffer mit seinen Sachen gepackt und, bekleidet mit einem hellgrauen Regenmantel und einer grauen Mütze, die Wohnung verlassen.

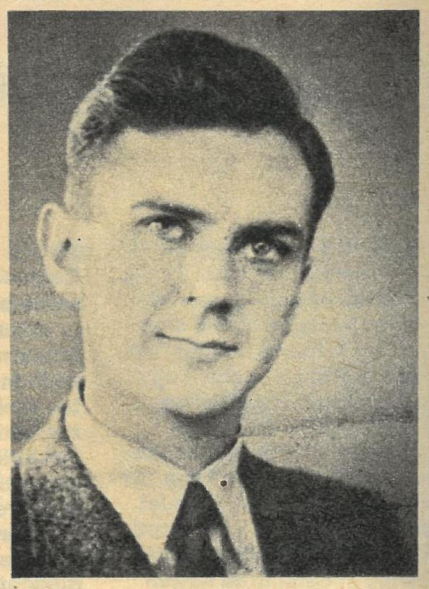
Eine verdächtige Person mit zwei Koffern

Da das Gericht der 171. Division annahm, Baebenroth werde erneut versuchen, nach Spanien zu fliehen, telegraphierte es am 17. Dezember 1941 seine genaue Personenbeschreibung an die Grenzpolizeistellen in Lothringen und im Elsaß.

Am 9. Januar 1942 sandte die Standortkommandantur Mühlhausen im Elsaß der Nachrichten-Ersatz-Abteilung 14 die Abschrift einer Meldung des Grenzpolizeipostens in Schaffnat am Weiher. Darin hieß es, daß der Zollassistent Johann Bochtler, als er am 2. Dezember 1941 mit seinem Fahrrad zur Zollstation fuhr, am Ortsausgang von Schaffnat eine ihm unbekannte und verdächtige Person mit zwei Koffern traf. Bochtler nahm diesen Mann fest und brachte ihn zur Grenzaufsichtsstelle. Hier wurde festgestellt, daß dieser Mann Dr. Erhard Baebenroth war. Bei der Durchsuchung seines Gepäcks wurden verschiedene verdächtige Gegenstände gefunden wie ein Kompaß, Kartenmaterial über Spanien und Portugal, ein Reisepaß auf den Namen Günther Schenk (ein Schwager von Baebenroth, der im Auswärtigen Amt tätig war), Wörterbücher für Spanisch und Portugiesisch, eine Wehrmachterkennungsmarke und ein Fotoapparat.

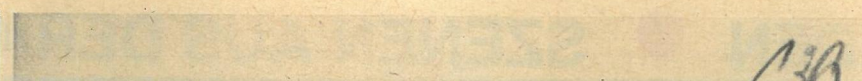
Der Leiter der Grenzaufsichtsstelle beauftragte den Hilfszollbeamten Tönges, den Festgenommenen zur nächsthöheren Dienststelle der Grenzpolizei nach Altmünsterol zu bringen und dort abzuliefern.

Während Baebenroth beide Koffer trug, führte Tönges sein Fahrrad mit, das er auf dem Rückweg benutzen wollte. Plötzlich warf Baebenroth beide Koffer gegen das



Aus dem Reserve-Lazarett Ilten-Köthenwald für strafgefangene Wehrmachtsangehörige in der Nähe von Hannover floh in der Nacht zum 27. November 1941 der Funker Dr. Erhard Baebenroth. Wer war Dr. Baebenroth, der bereits zum zweiten Mal flüchtete, und warum befand er sich in der geschlossenen Abteilung des Lazaretts?

In einer mehrteiligen Folge schildert FREIE WELT den gefährlichen Weg von Wehrmachtssoldaten, die aus unterschiedlichen Motiven den faschistischen Krieg ablehnten. Ihn beschritten Vertreter des Bürgertums, der Intelligenz, Christen beider Konfessionen, vor allem aber Arbeiter. Beispiele ihres Widerstands, der bisher noch wenig untersucht ist, fand Oberst Dr. Willy Wolff vom Militärgeschichtlichen Institut der DDR bei seinen neuesten Forschungen nach Kriegsgerichtsakten der Wehrmacht.



Betr.Az.: F407/42

Uebersetzung bezw.Inhaltsangabe eines Briefes des Funkers Baebenroth vom 20.4.43.

Es handelt sich um einen Osterbrief des Baebenroth an seine Kinder Hans und Bodil. Er schreibt allgemein über Ostern, Ostereier und Osterhasen. Wenn das Wetter so schön bliebe, will der Briefschreiber zu Ostern einen Spaziergang machen. Dort sei nämlich herrlicher Strand, grüne Wiesen auf dem Lande, der Wind und das Brausen des Meeres erinnere ihn an die Ausflüge, die sie früher in Kopenhagen unternommen hätten. Es heisst dann wörtlich weiter:

"Vor einigen Tagen erhielt Vater (der Briefschreiber. D.Ue.) einen Brief von Grossmutter in Kopenhagen; daher weiss ich, dass es Euch allen gut geht und dass Ihr gut mit Mutter zurechtkommt. Darüber bin ich sehr froh."

Baebenroth schreibt dann weiter, dass er auch Ostern feiern wolle, obgleich es mit richtigen Ostereiern knapp bestellt sei. Hier heisst es wörtlich weiter:

"Aber meine Freunde hier und Vater selbst - die meisten von uns sind deutsche oder östereichische Doktoren - nehmen das Ganze mit Humor....."

Briefschreiber stellt zum Schluss einen Bericht über Ostern in Aussicht und drückt die Hoffnung aus, dass er von den Kindern noch vorher einen Brief erhält.

Fahrrad und verschwand in der Dunkelheit hinter einem am Wege stehenden Haus. Der Beamte kam nicht dazu, von seiner Pistole Gebrauch zu machen. Sofort eingeleitete Fahndungen in der Umgebung blieben ohne Erfolg.

Inzwischen war vom Postamt in Hannover ein Brief von Baebenroth an seinen Vater beschlagnahmt worden. Darin teilte er mit, daß er sich wieder in Barcelona befinde, daß er hier den deutschen Arzt Dr. Kellner kennengelernt habe, der sich um ihn kümmere. Dr. Kellner erwirkte, daß das deutsche Konsulat ihn in einer Gaststätte unterbrachte.

Vom Konsulat wurde Baebenroth auch ein befristeter Reisepaß ausgehändigt, um zu verhindern, daß er von der spanischen Polizei erneut interniert und somit dem Zugriff der deutschen Gerichtsbarkeit entzogen würde. Am 2. Januar 1942 sollte er, wie aus den Akten hervorgeht, abermals mit einer Lufthansa-Maschine nach Deutschland gebracht werden. Doch Baebenroth, der dieses Manöver mit dem Paß durchschaut hatte, war spurlos verschwunden, als der deutsche Konsularbeamte ihn im Hotelzimmer aufsuchen wollte. Für Verpflegung, Bekleidung, Unterbringung und die Bezahlung der Flugkarte hatte das Konsulat in Barcelona Ausgaben in Höhe von 417,30 Reichsmark.

Das Gericht der 171. Division war in der Zwischenzeit nicht passiv geblieben. Am 20. Februar 1942 wandte sich Kriegsgerichtsrat Fock an das Reserve-Lazarett Ilten mit der Anfrage, ob der Aufenthalt Baebenroths im Lazarett ausreiche, „um über ihn ein Gutachten anzufertigen". Dieses nervenärztliche Gutachten erstattete am 20. April 1942 der Chefarzt des Lazaretts und Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. Willige. Darin hieß es: Während des Aufenthalts im Lazarett zeigte Baebenroth „keine den Epileptikern eigentümliche Wesenszüge. Im weiteren Verlauf der Beobachtung konnte einwandfrei festgestellt werden, daß B. die Ärzte zu täuschen und zu belügen versuchte. Er erzeugte beim Messen der Körpertemperatur künstlich hohe Werte, wie durch kontrollierte Nachmessungen eindeutig erwiesen wurde. Während der ganzen Beobachtungszeit von 6 Wochen wurden weder epileptische Anfälle noch andere epileptische Zeichen bei ihm beobachtet." Weiter wird in dem Gutachten festgestellt: Baebenroth hatte „wahrscheinlich gemerkt, daß ärztlicherseits seinen Angaben über die Erinnerungslosigkeit und geistige Umnachtung kein Glaube geschenkt wurde und daß seine Rückverlegung in die Standortarrestanstalt bevorstand". Beide Fluchten „beweisen unzweideutig, daß B. über eine überdurchschnittliche Intelligenz, Kaltblütigkeit und Skrupellosigkeit verfügt. B. ist für seine Taten voll verantwortlich zu machen."

Indessen liefen in Spanien die Nachforschungen nach Baebenroth intensiv weiter. Am 28. März 1942 teilte das Amt Ausland/Abwehr beim Oberkommando der Wehrmacht der Abwehrstelle im Wehrkreis XI in Hannover mit, daß sich Baebenroth zur Zeit in Málaga aufhalte und anzunehmen sei, daß er versuchen werde, nach Portugal zu gehen oder in Gibraltar die englische Grenze zu überschreiten.

Briefe in die Heimat

Am 23. Juli 1942 informierte das Internationale Rote Kreuz in Genf die Ehefrau Else Baebenroth in Helmstedt, daß sich ihr Mann in England befinde und in Liverpool interniert sei. Wie es Baebenroth vermocht hatte, nach Gibraltar zu gelangen, geht aus seiner Kriegsgerichtsakte nicht hervor. Aber die Akte enthält zahlreiche Briefe, die er an seine Frau, seine Kinder und seine Eltern sandte. Besonders hoch ist die Zahl der an seine Kinder gerichteten Briefe. Ihnen schrieb er fast regelmäßig jede Woche. All diese Post wurde beschlagnahmt und den Angehörigen nicht ausgeliefert.

In einigen dieser Briefe ging er auch auf die Motive seiner Flucht aus der Wehrmacht ein. So schrieb er seinen Eltern am 1. November 1942, daß er diesen Weg gegangen sei, um sein Leben für seine Kinder zu erhalten. Und in einem anderen Brief an seine Mutter teilte er dazu mit, daß er nicht anders habe handeln können, „wenn ich nicht meiner Ehre und Freiheit entsagen wollte. Zudem handelt es sich für mich nicht länger um Deutschland, sondern nur noch um ein politisches System, dem ich mich nicht opfern wollte... Mein Wille zur Ehrenrettung meines Namens hat gesiegt." Aber auch Erinnerungen an den ersten Weltkrieg und die vielen Opfer, die er gefordert hatte, spielten in seiner weltanschaulichen Entwicklung eine wesentliche Rolle. So schrieb er seiner Tochter anläßlich ihrer Einschulung zu Ostern 1943: „Ich freue mich bereits auf den ersten Brief, den ich von meiner großen Tochter bekomme. Du warst so ein schönes kleines Mädchen, als ich Dich zum letzten Mal sah... Als ich so alt war wie Du, war auch Krieg, und viele meiner Schulkameraden, die alle kleine Jungens waren, verloren ihre Väter. Das war sehr bedauerlich für sie, denn später kamen noch viel schlimmere Zeiten, und es war niemand vorhanden, der die Väter ersetzen konnte, die im Kriege gefallen waren – wie mein lieber Bruder – Euer Onkel Werner."

Weder von seiner Frau noch von seinen Eltern erhielt Baebenroth, über dessen weiteren Lebensweg uns nichts bekannt ist, in der Zeit seiner Internierung in England Post. Aus einem Brief geht hervor, daß er von seinen Schwiegereltern in Dänemark erfahren habe, daß seine Familie gesund sei und es ihr relativ gut gehe.

Der Fall Baebenroth: Auszug aus den Kriegsgerichtsakten der Wehrmacht (Faksimile oben).

Massenerschießungen von Soldaten sollten die Niederlage des faschistischen Regimes hinauszögern.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Das Tischgebet des Karl Möller

9

Gren.Ers.u.Ausb.Btl.67
Abt.Ia Az. 14/45

Spandau, den 9. Febr. 1945

Betr.: Vollstreckung von 15 Todesurteilen am 9.2.45, 8.30 Uhr
Bezug: W.Stoä.Spandau vom 7.2.45

Dem
Wehrmachtstandortältesten Spandau
über
Gren.Ers.u.Ausb.Rgt.523

Gren.-E.-u.A.-Rgt. 523
Eing.: 9. FEB. 1945
Durch

meldet das Btl. Vollzug der Vollstreckung des Todesurteils an

Gren. Ignaz Roth
Gren. Heinz Kaiser
Jäger Hans Schmalz
Gefr. Hans Kahler
San.Soldat Hans Hein
Gefr. Willy Oettel
Gren.Johannes Richter
Füs. Werner Schlitt

Uffz. Willi Mader
Uffz. Georg Walter
Ogren. Andreas Cunotte
Kan. Karl Heinrich Sönemann
Obfhnr. Gerhard Mettal
Fahrer Hermann Piehl
Gefr. Walter Amsel.

A. B.

Oberleutnant u. Adjutant.

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 9

DIE VERDÄCHTI

Am 4. November abends", meldet das amtliche Wolff'sche Telegraphenbüro am Tag darauf, „traf, von Moskau kommend, ein Kurier der hiesigen diplomatischen Vertretung der Sowjetregierung auf dem Bahnhof Friedrichstraße ein. Bei dem Heruntertragen des Gepäcks vom Bahnsteig wurde eine der Kisten durch Anstoßen beschädigt, so daß darin befindliche Papiere auf den Boden fielen. Diese Papiere waren, wie sich herausstellte, in deutscher Sprache gedruckte Flugblätter, die die deutschen Arbeiter und Soldaten zum blutigen Umsturz auffordern."

Wahr ist, daß am 4. November 1918 abends ein diplomatischer Kurier aus Moskau auf dem Bahnhof Friedrichstraße ankommt und einen Dienstmann beauftragt, sein Gepäck in die Botschaft Unter den Linden zu befördern. Nach drei Stunden erkundigt sich ein Botschaftssekretär nach dem Verbleib des Gepäcks. Ein aufgeregter Major präsentiert ihm eine offene Kiste und einen Packen Flugblätter. Gelassen erwidert der Sekretär, er sehe keinen Beweis, daß sich die Flugblätter in der Kiste befunden hätten.

Botschafter Joffe ruft Geheimrat Nadolny an, den Leiter des Rußland-Referats im Auswärtigen Amt. Nadolny beteuert, ihm seien die Hände gebunden, die militärischen Behörden hätten sich der Sache angenommen. Joffe ahnt, was droht: der Abbruch der diplomatischen Beziehungen wegen angeblicher Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Gastlandes.

Der Fall hat seine Vorgeschichte. Mitte Oktober berät die preußische Regierung, keineswegs zum erstenmal, über die erwünschte Schließung der Botschaft. Innenminister Drews erklärt, „er stehe wegen der russischen Botschaft mit dem Auswärtigen Amt bereits in reger Verhandlung". Jetzt schreibt Drews einen Brief an den Reichskanzler, Prinz Max von Baden, in dem er die Ausweisung des Botschafters fordert.

Den Regierenden steht das Wasser bis zum Hals. Auf den Straßen der deutschen Hauptstadt erhebt die Revolution ihre Stimme und blickt auf die rote Fahne, die über der Botschaft weht.

Im Tiergarten, beispielsweise, versammeln sich Tausende Arbeiter, durchbrechen eine Polizeikette am Brandenburger Tor, ziehen vor die Botschaft, rufen: Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!, lassen die Revolution und Sowjetrußland hochleben. Da öffnen sich die Fenster im Botschaftsgebäude, winkende Menschen lehnen sich hinaus. Manche winken sogar mit roten Tüchern. Dürfen Diplomaten mit roten Tüchern winken? Darüber steht nichts in den diplomatischen Vorschriften.

Unter dem Vorsitz des Kanzlers erörtert das Kriegskabinett den heiklen Fall. Der Kanzler verlangt Beweise. Die Herren vom Auswärtigen Amt zucken die Achseln: Es gibt keine Beweise, daß die Botschaft die diplomatischen Regeln verletzt. Ratlos blickt der badische Prinz in die schweigende Runde. Schließlich fragt er über den Tisch hinweg seinen sozialdemokratischen Staatssekretär Philipp Scheidemann, ob er denn keinen Ausweg sehe. Und Scheidemann – der sich zwei Wochen später gemeinsam mit seinem Parteifreund Ebert an die Spitze der Revolution drängeln wird, um sie zu erdrosseln –, Scheidemann hat die rettende Idee. Fehlt es an Beweisen, braucht man wenigstens einen Vorwand. Im Protokoll der Kabinettssitzung liest sich das so: „Einen offenbaren Eingriff in die Exterritorialität müsse man vermeiden; aber wenn z. B. eine verdächtige Kurierkiste auf dem Transport zufällig entzweiginge, so lasse sich vielleicht Material beschaffen." Wie macht sich eine Kurierkiste verdächtig?

In seinen Memoiren hat Scheidemann gestanden, daß er die Ausführung seines Einfalls denn doch nicht dem Zufall überlassen wollte: „Mein Vorschlag war dieser: Man müßte einige Dienstleute üben lassen, wie sie eine Kiste beim Heruntertragen auf einer steinernen Treppe derart von der Schulter auf eine Ecke fallen lassen, daß sie bestimmt zerbrechen müsse. Dann würden die Flugblätter herausquellen, der Beweis, daß die Botschaft ihre Exterritorialität in unzulässiger Weise mißbrauche, wäre erbracht, und man könne die entsprechende Konsequenz ziehen." Woher weiß Scheidemann, daß aus einer beliebigen Kiste „die Flugblätter" herausquellen werden?

Am Nachmittag des 5. November protestiert Botschafter Joffe im Auswärtigen Amt gegen die Beschlagnahme des Gepäcks. Als Antwort verliest Staatssekretär Solf eine Note, die den Abbruch der diplomatischen Beziehungen ankündigt und diesen Schritt damit begründet, daß die sowjetische Botschaft „durch Einführung von Flugschriften

Nach einer großangelegten Intrige: Ausweisung für die Angehörigen der sowjetrussischen Botschaft in Berlin (zweiter von links: Botschafter Joffe).

TIGE KISTE

Am 9. November 1918 marschiert in Berlin die Revolution.

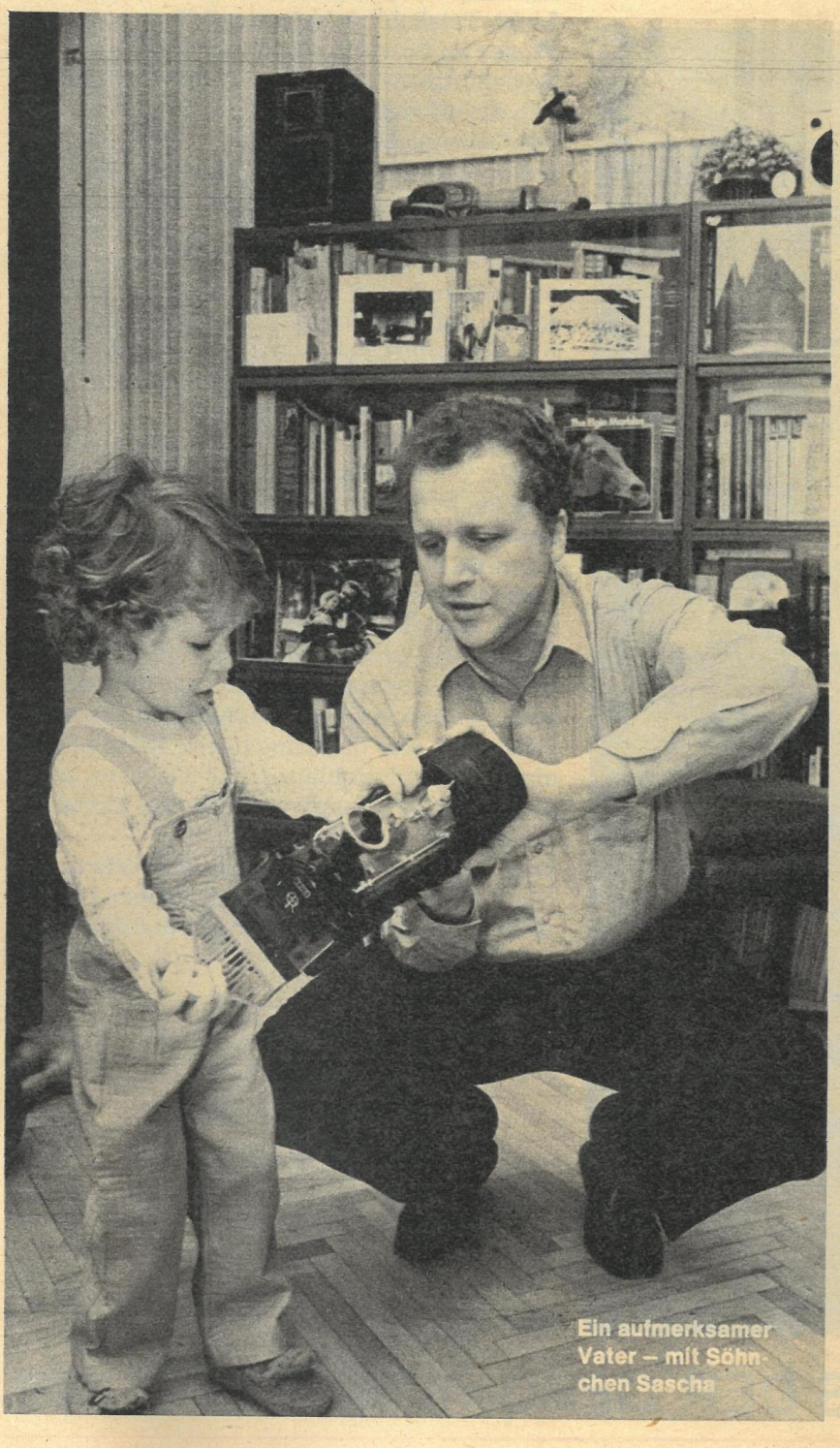
mit Aufforderungen zur Revolution unter Verletzung des diplomatischen Kurierprivilegs an den Umsturzbestrebungen tätigen Anteil nimmt". Das Personal der Botschaft, verlangt Solf, habe Berlin am Abend des 6. November zu verlassen.
Inzwischen hat die Polizei das Botschaftsgebäude umstellt. Sämtliche Telefonverbindungen sind unterbrochen. Die Polizei besetzt auch die Räume der sowjetischen Nachrichtenagentur ROSTA und verhaftet alle Mitarbeiter.
Im Laufe des Tages beschäftigt sich das Kabinett noch einmal mit dem Fall. Aber es geht nicht mehr um die Sache, sondern nur noch um den Termin der Ausweisung. Man einigt sich, die Abreise vom Abend des 6. November auf morgens 6 Uhr vorzuverlegen. Dies, so die Weisung, sei dem Botschafter auf keinen Fall vor 23 Uhr mitzuteilen.

So geschieht es. Joffe und seinen Mitarbeitern bleiben nur wenige Nachtstunden, Akten zu bündeln, Papiere zu vernichten, Koffer zu packen. Unter strenger Bewachung fahren sie zum Bahnhof Friedrichstraße. Alle Seitenstraßen sind von der Polizei abgesperrt. Auf dem Bahnsteig warten ein Offizier, sechs Soldaten und mehrere Kriminalbeamte in Zivil, die bis zur Grenze mitfahren.
Im Lauf der Jahre kommt die Wahrheit ans Licht. Tatsächlich hatte das Militär seine Finger im Spiel. In einem abschließenden Bericht für die Akten, der selbstverständlich die offizielle Version wiedergibt, bestätigt Generaloberst von Linsingen, Oberkommandierender in den Marken: „Ich ordnete die Beschlagnahme des Gepäcks an."
Später hat sein Sohn Curt von Linsingen aus intimer Kenntnis diese Erklärung seines Vaters korrigiert: „Das Kuriergepäck wurde auf Veranlassung des Generaloberst v. L. unauffällig geöffnet, um endlich eine Handhabe zum Einschreiten gegen die russische Botschaft zu gewinnen."
Die Flugblätter waren, wie sich herausstellte, nicht in Sowjetrußland geschrieben und auch nicht dort gedruckt worden. Es handelte sich um einen Aufruf der revolutionären Spartakusgruppe, den die Polizei irgendwann und irgendwo beschlagnahmt hatte. Aus dieser Beute brachte sie einen Packen mit zum Bahnhof Friedrichstraße, damit der Generaloberst von Linsingen ihn zum zweiten Mal beschlagnahmen konnte.
So einfach war das. Eine offene Kiste und einen Stapel Flugblätter, das war alles, was die Gralshüter der diplomatischen Moral benötigten.
Drei Tage, nachdem Botschafter Joffe die Stadt verlassen hat, am 9. November 1918, wehen Hunderte roter Fahnen auf den Straßen Berlins.

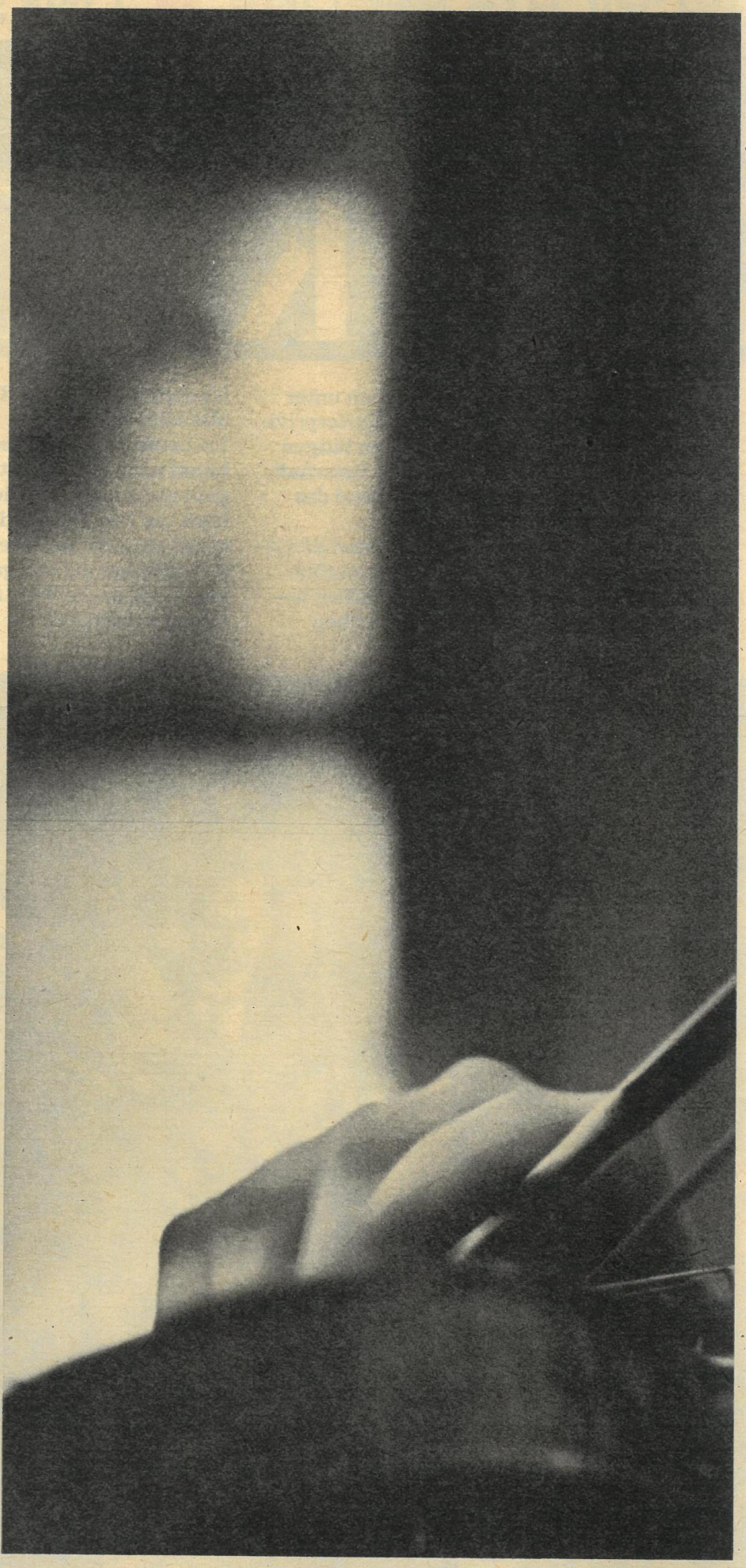
Fotos: Archiv

Oleg Kagan, weltberühmter sowjetischer Geiger, Meisterschüler David Oistrachs, Lehrer am Moskauer Tschaikowski-Konservatorium, kommt zum Berlin-Jubiläum ins Schauspielhaus. Ingeburg Kretzschmar (Text), Volkmar Billeb (Bild) besuchten den Künstler in Moskau.

Die Töne buchstabieren bitte!...



Ein aufmerksamer Vater – mit Söhnchen Sascha



„Nein, ich rate ab! Die Hände zu klein, die Finger zu kurz. Aber sein spielerischer Elan – also vielleicht lieber singen oder tanzen!“ Professor Targonski, der namhafte Geiger und Leiter der Violin-Klasse am Rigaer Konservatorium, macht ein nachdenkliches Gesicht und überläßt den kleinen Fiedler vorerst seinem Assistenten Dr. Braun.

Da auch in Riga kein Meister vom Himmel fällt, wird in aller Ruhe weitergeübt, die Eltern achten darauf, weil der Bursche viel lieber auf dem Drahtesel reitet und durch Riga radelt, als am Notenpult zu stehen. Doch als er mit sieben beim ersten Auftritt in der Musikschule Überraschung hervorruft und weitere Auftritte gar die erste „Presse“ kriegen, setzt sich bei Oleg Kagan von Stund an der Ehrgeiz wie ein eigener Motor in Bewegung. Die tägliche Zeit am Notenpult beginnt Spaß zu machen,

das natürliche Verlangen nach Musik überwiegt schließlich alles andere. Die öffentliche Anerkennung hat die Initialzündung ausgelöst. Was der Herr Professor nicht vermutet hat: Wieviel Fleiß und Ausdauer der kleine Geiger aufbringen und alsbald eine Überraschung nach der anderen präsentieren wird. Dr. Braun rät schließlich, den Schüler nach Moskau zu schicken. Und so wechselt Oleg Kagan von der Musikschule in Riga zur Zentralen Musikschule des Moskauer Tschaikowski-Konservatoriums. Der Dreizehnjährige kommt zunächst ins Internat, bis sich der vorausschauende Vater, ein Chirurg, entschließt, mit der ganzen Familie nach Moskau zu ziehen. Der Sohn wird schon nach kurzer Zeit Schüler von Professor Kusnjezow. Die Eltern spüren, daß Oleg mit seiner Violine aufs Gleis gesetzt und das Ziel anvisiert ist. Doch Talent allein bewirkt nicht alles. Zustatten kommt eine kostbare Mitgift aus dem Elternhaus: ein gutes Quantum Willensstärke, Geduld und ein ausbalanciertes Temperament. Die strenge und energische Mutter achtet auf ungestörtes Studieren.

Oleg kniet sich in die Ausbildung, nutzt sie als schöpferisches Suchen nach technischer Meisterschaft, nach gültigen Ausdrucksmitteln, nach stilistischen Feinheiten, mit denen er später die Leuchtkraft eines jeden Werkes hervorholen wird. Boris Kusnjezow ist ihm ein wunderbarer, einfühlsamer Lehrer und Mentor. Dessen unerwarteter Tod bedeutet für Kagan einen herben Schlag. Doch in dieser Situation steht er in Moskau nicht im Regen: Oleg wird Schüler von David Oistrach. Und was sich jetzt hier eins, fix, fertig liest, sieht in Wirklichkeit so aus: sechs, acht Stunden

Die Töne buchstabieren bitte!...

Wenn Zeit ist, betätigt sich der Hausherr gerne in der Küche

Als wir einander gegenübersitzen, verweilen wir erst einen stummen Augenblick: vor mir ein blonder Krauskopf mit freien blauen Augen, ohne Pose, ohne Gewese. Kagan begegnet einem, als käme man vertrauterweise alle Tage mal vorbei. Man empfindet sofort einen wohltuenden Mangel an Star-Allüren. Denn einen Star muß man ihn wohl nennen. Wie in einer harmonischen Partnerschaft, gehören auch hier zwei zum Erfolg. In diesem Falle: der Künstler und sein Instrument. Beiden wird Unerhörtes abverlangt. Wohlbehütet im maßgeschneiderten Geigenkasten – eine kostbare Cremonenser Guarneri (genannt nach ihrem Schöpfer aus der berühmten Geigenbauerfamilie des 17. Jahrhunderts). Die hat ihre eigene Geschichte. Wo man heutzutage so eine hernimmt? „Sie kam zufällig, oder besser, wie von selbst zu mir", Kagan lächelt stolz. „Die einstigen Eigentümer wünschten, i c h solle es sein, der sie spielt." Ein Glück, das wie erfunden klingt. Die Geige in besten Händen, und der Geiger das Beste in Händen. Eine Herausforderung ist es allemal. „Sie werden uns miteinander in wenigen Tagen im Berliner Schauspielhaus hören: Brahms' Violin-Konzert mit der Staatskapelle unter Otmar Suitner."

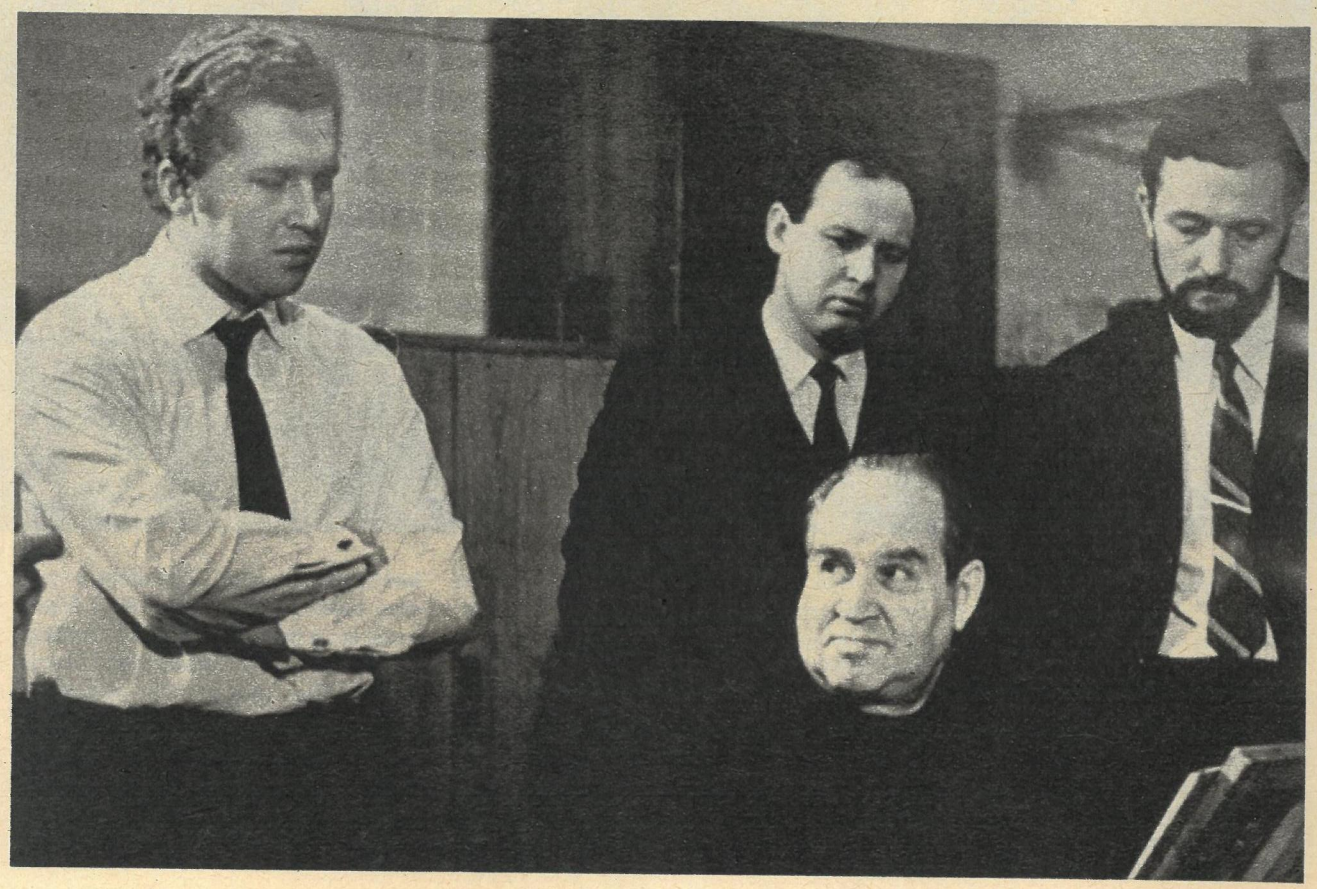
Mit Brahms hat es im Hause Kagan übrigens seine eigene Bewandtnis. Dessen „rembrandtbraunes" a-moll-Doppelkonzert für Violine und Violoncello brachte vor Jahren anläßlich einer Aufführung Oleg Kagan und Natalia Gutmann nicht nur als Interpreten zusammen, es führte sie durch die „schwierigsten Satzungen der Kunst" auch zum Lebensbund. „Meine Frau ist heute morgen gerade nach Italien abgereist, nach Mailand und Sizilien", erklärt Kagan bedauernd, während er das Zubereiten eines steifen Kaffees zelebriert und nebenher nach dem dreijährigen Sascha schaut, der gerade aus seinem Mittagsschläfchen erwacht. „Brahms gönnt uns wenigstens ab und zu ein paar gemeinsame Auftritte. Oft können wir uns nur über Länder hinweg aus der Ferne grüßen..." Zwei gleichrangige Künstler auf dem Wege zu Weltruf – ihnen werden oft recht ungewöhnliche Lebensbedingungen auferlegt, und gemeinsame Stunden haben Seltenheitswert. Ein dichtes Programm noch in diesem Jahr: Konzerte in New York, Washington, Philadelphia, im kanadischen Toronto, in Leningrad. Dann Frankreich, Bundesrepublik... „Nächster Auftritt aber in Berlin. Von dort nach Dresden – die Stadt, die ich besonders liebe! – danach ins Leipziger Gewandhaus..."

Zur Familie gehören auch die zehnjährige Tochter Mascha mit ihrer Violine und der erwachsene Sohn Swjatoslaw,

Zwischendurch – schnell eine wichtige Verabredung (rechts oben)

Korrektur der Bogenführung: den musikalischen Einfall auf der Geige tanzen lassen (rechts)

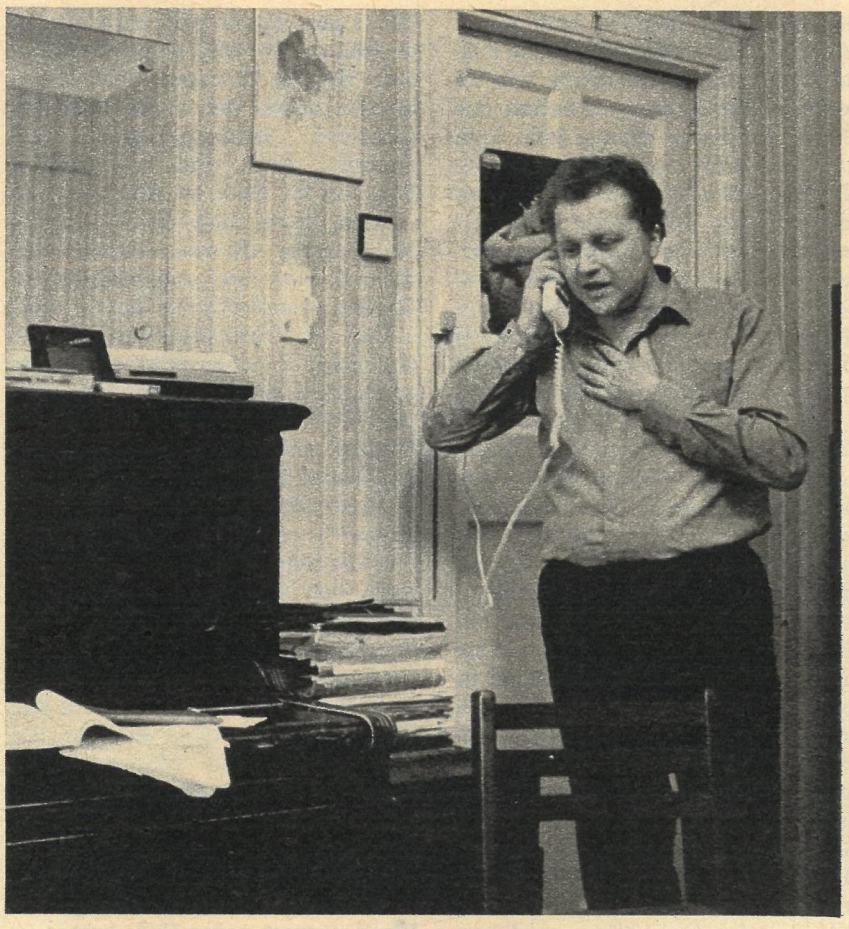
Seltenes historisches Foto – Oleg Kagan (links) mit David Oistrach (sitzend)



Üben täglich (geschenkt wird nichts), dazu Kunststudien und gründliche Vorbereitung auf internationale Wettbewerbe. Die gehören nahezu obligatorisch zu einer heutigen Solistenlaufbahn. Ohne den Lorbeer frühzeitig heimzubringen, hat ein Solist im Zeitalter von Schallplatte, Kassette und Radio kaum Aussicht auf öffentliches Interesse. Was Kagan betrifft, es gelingt ihm, ohne in Verbissenheit zu geraten, mit frischer Lockerheit und beinahe wie selbstverständlich. Und da Meister Oistrach seinen Schülern nicht die eigene Auffassung und Stilistik aufzwingt, gewinnt auch Kagan unbeirrt eigene künstlerische Kontur. Und galt er eben noch als Geheimtip unter der neuen Geigergeneration, so erspielt er sich, ins Rampenlicht getreten, mit Spitzenleistungen die Preise gleich reihenweise: 1964 beim Enescu-Wettbewerb in Bukarest, in Helsinki den Jean-Sibelius-Preis, 1966 den zweiten Platz im gefürchteten Moskauer Tschaikowski-Wettbewerb, und 1968 holt sich der zweiundzwanzigjährige Oistrach-Schüler dann den Lorbeer im Leipziger Johann-Sebastian-Bach-Wettbewerb...

Doch all das zählt noch zum Präludium einer Geigerkarriere. Die dazugehörige Fuge entsteht erst im harten Virtuosenleben, wo immer die Reisetasche zur Hand und unablässig das Ausbauen des Repertoires auf dem Plan stehen muß. Bach, Mozart, Schubert, Prokofjew, Schostakowitsch oder Schnittke bestimmen nun den Tageslauf. Und wo immer Oleg Kagan sich befindet: Üben. Täglich üben. Die kleinen Hände, die kurzen Finger – ungeeignet, hieß es, sollten sie sein – haben kaum je eine Hürde bedeutet.

Was aber müßte noch genannt werden zur Erklärung seiner Meisterschaft? Vielleicht das Eindringen in alle Bereiche der Kunst, in Literatur und Malerei, in Architektur und Bildhauerei, was als Bildungs- und Gestaltungshintergrund unablässig dazugehört und den geistigen Brunnen bildet, aus dem er für seine eigene Kunst schöpft. Als ich Oleg Kagan in seiner Moskauer Wohnung besuche, blicken mich vorn aus den Bücherregalen ein „Giotto"-Band, eine große Ausgabe von Dürerzeichnungen an und von den Wänden ein paar duftige Aquarelle. Auf dem Klavier die handfesten Geigenkästen...



ebenfalls Geiger, Schüler von Valeri Klimow. Beide sind heute auch noch nicht zu Hause.

Man hat das Gefühl, sich inmitten einer musikalischen Familiendynastie zu befinden. „Nein, gerade das möchten wir vermeiden", entgegnet Kagan mit Entschiedenheit. „Wir unterrichten unsere Kinder deshalb auch nicht selbst, musizieren auch nie zusammen. Das würde sie nur hindern und hemmen. Sie würden sich entweder überschätzen oder Komplexe kriegen. Geübt wird außer Haus. Man kann sich in der Sachlichkeit der Studierzimmer im Konservatorium viel besser konzentrieren. Und wir legen Wert darauf, daß jedes der Kinder die Chance erhält, den eigenen Weg ausfindig zu machen."

Am nächsten Morgen sitze ich im Tschaikowski-Konservatorium Oleg Kagan als Geigenlehrer gegenüber. Von draußen glänzen die Kreml-Kuppen herüber. Zwei junge Mädchen sind heute dran, Irina Menkowa und Olga Stern mit Mozart- und Mendelssohn-Konzert. Am Flügel eine junge Frau für den Orchesterpart. Jetzt erlebt man wieder einen ganz anderen Kagan: impulsiv, leidenschaftlich, fiebernd bei jedem Takt. Einem Trainer ähnlich.

„Aber Olga, du mit deiner neuen Geige – bitte Mozart mit mehr Seide, nicht mit Leinwand!... Das Thema nicht so anstottern und dann nicht so heruntermarschieren... Und hier, sieh mal, feiert es noch einmal Auferstehung..." Er greift selbst zur Geige. Ein Lob von Kagan will wohl schwer verdient sein. Später, bei Irina: „Die Melodie nicht so brabbeln, bitte!... Das Thema muß huschen, muß schweben bleiben... Und hier verwegener den Strich ansetzen..." Er korrigiert die Bogenführung. „Den musikalischen Einfall mußt du auf deiner Geige tanzen lassen!... Die Töne buchstabieren, bitte!... Und wo ist hier die Poesie geblieben?... Du mußt dich durch dein Spiel mit dem Orchester unterhalten und nicht mit dem Publikum..." Zur Aufrichtung des strapazierten Selbstbewußtseins läßt Kagan die Studentin dann eine Bach-Partita durchspielen, selbst mit jeder Faser im Spiel, dabei nie „Chef" oder „Diktator". Unser Konversationsmenuett ist für diesmal zu Ende. Kagan sitzt die Zeit im Nacken. „Schnell noch zum Geigenbauer, ein Bogen muß repariert werden, dann fix zur Mutter, um nach der Tochter zu sehen, danach ‚Inspektion' in der Wohnung. Und üben... Im Mai dann ‚Guten Tag, Berlin', im prächtigen Schauspielhaus!"

Der bulgarische Schriftsteller und Dramatiker Jordan Raditschkow, Jahrgang 29, ist unseren Lesern kein Unbekannter. Wir besuchten den Poeten vom Balkan in Sofia (Heft 24/81) und begleiteten ihn auch bei seinem Bummel durch Berlin (Heft 20/86). Die Novellen, Reportagen und Romane aus seiner Feder zeichnet besonderer Erzählstil aus, sie sind von hintergründig liebenswertem Humor. Nachfolgende Geschichte hat, exklusiv für FREIE WELT, Wolfgang Köppe ausgesucht und übersetzt.

Jordan Raditschkow

Grasen bei Nacht

Jeden Tag gehe ich im Park spazieren, den ganzen Winter bin ich spazierengegangen, und nun im Frühjahr gehe ich auch spazieren, manchmal allein, manchmal begleitet von einer aufdringlichen Erinnerung oder mit einem spärlichen Gedanken im Kopf, einem so unansehnlichen und grauen Gedanken, daß ich ihn tagelang mitschleppe, ohne mit ihm einen anderen Gedanken anlocken zu können, auf daß die beiden sich paaren und befruchten und vielleicht vermehren; mitunter will es mir scheinen, als paarte sich derart langsam nicht einmal die Schnecke mit einer Schnecke und auch nicht die Schildkröte mit einer Schildkröte.

Aber was soll ich machen, wenn es um mich her spärlich ist in bezug auf Gedanken? Aber wenn es um mich her mehr spärlich ist in bezug auf Gedanken, ist es doch reich in bezug auf Bilder. Mit jedem neuen Tag belebt sich der Park mit Menschen, mit Vögeln, bedächtig, aber mächtig, alles grünt, es sprießt zartes Gras, die Bäume überziehen sich rasch mit grünem Laubwerk, bei stillem Wetter kann man in ihren Wurzeln die Säfte flüstern hören. Bei solch stillem Wetter verstummt sogar der Specht, lauscht dem Flüstern der Säfte und unterläßt das Picken. Der Baum, völlig in sich vertieft, sagt wohl zu dem Specht: „Untersteh dich, bei mir anzuklopfen!“ und der Specht, als ein Mann des Waldes, begreift die Warnung und die völlige Vertieftheit des Baumes, und darum klopft er nicht bei ihm an. Wohingegen ein Mensch, kommt er des Weges, trotz der Warnung unverzüglich bei ihm anklopfen wird. So wie er auch, sieht er an einer Wand das Schild: „Nicht berühren!“ oder „Vorsicht, frisch gestrichen!“, die Wand unverzüglich berühren wird, um sich zu vergewissern, ob das Geschriebene der Wahrheit entspricht, und, hat er sich vergewissert, daß es der Wahrheit entspricht, zunächst die Wand beschimpfen wird, dann die frische Farbe und hernach das Schild und schließlich sich selber… Aber bleiben wir bei den Bildern.

Der See mit den Enten, der den ganzen Winter über trocken und entenlos gewesen war, ist wieder voll Wasser und voll Enten. Auf die kleine Insel in dem See hat sich ein eiserner Fuchs gestohlen und lauert nun dort; man hat ihn installiert, damit er Enten abschreckt. Aber die Ente, da sie ja ein törichtes Geschöpf ist, geht, wie sie im See so schwimmt und taucht, seelenruhig auf der Insel an Land und stellt sich hautnah neben den lauernden eisernen Fuchs, um sich das Gefieder zu putzen und zu ordnen. An Samstagen, sehe ich, kommen freiwillige Samstagskräfte und graben und räumen das letztjährige Laub fort. Ein Teil des Laubes wird weggebracht, der andere Teil wird hinter der Sternwarte zusammengetragen zu Haufen. Von weitem erinnern diese Haufen an einen Kamelrastplatz, es sieht aus, als lagerten im grünen Grase und unter den Bäumen einhöckrige und zweihöckrige Kamele und käuten wieder. Wenn ich die freiwilligen Samstagskräfte so arbeiten sehe mit ihren Harken, Hacken und Spaten, fällt mir auf, wie der Stadtmensch linkisch ist und wie er sich allmählich Hunderte und Tausende Lichtjahre von den einfachen Arbeitsgeräten entfernt… Häufig entdecke ich im Geäst des einen oder anderen Baumes einen kleinen Vogel mit dürrem braunem Hals, zarte Töne entlockt sich der kleine Vogel, gänzlich verwandelt in ein klingendes Instrument. Nicht weit weg, irgendwo im Park verborgen, antwortet ihm ein anderer kleiner Vogel, ebenfalls verwandelt in ein klingendes Instrument für Töne, die „Vogeltriller“ geheißen werden. Am häufigsten sind diese kleinen Vögel im „Krum-Forst“ anzutreffen. Der „Krum-Forst“ befindet sich südlich der Sternwarte, man braucht nur die brüllende Hauptverkehrsstraße mit dem zärtlichen Namen Jaworow-Allee zu überqueren. „Krum-Forst“ klingt ein wenig seltsam in dieser städtischen Parkanlage, aber die Forstfachleute haben dieses Fleckchen Wald ausdrücklich als Forst bezeichnet, zu welchem Behufe sie auch ein Schild anbrachten, damit der gebildete Mensch es lesen kann. Tag um Tag bemächtigt sich der Frühling mehr und mehr des Parks, ihm entgeht auch nicht die kleinste Erdspalte. Unter den vielästigen Eichen kann man junge Eichenbäumchen mit drei, vier Blättern sprießen sehen. Sie sprießen zum ersten Mal. Reißt so eine kleine Eiche aus, und ihr werdet entdecken, wie direkt an ihrer Wurzel die Schale der Eichel weiterhin Wache hält. Den ganzen Herbst hindurch haben die Eichhörnchen diese Eicheln zusammengetragen und in der Erde verscharrt, damit sie während des harten Winters etwas zu fressen haben. Aber alles Verscharrte konnten sie nicht fressen oder sie haben es nicht finden können, denn diese scheuen Tierchen verscharren die Eicheln auf gut Glück, und sie suchen unter den Eichen nach ihnen auch auf gut Glück. Auf diese Weise verrichten die Eichhörnchen, außer daß sie sich ernähren, noch ein nützliches Werk, indem sie Eicheln pflanzen. Ich habe beobachtet, wie Hunde und Kinder auf ein Eichhörnchen losstürzen, sobald sie es erblicken, wie es eine Eichel in der Erde verscharrt. Das Tierchen versteckt die Eichel derart geschwind in der Erde und eilt derart flink den erstbesten Baum hinauf, daß Kinder und Hunde es kein einziges Mal zu fangen vermochten. Und kein einziges Mal habe ich gesehen, daß Kinder eine verscharrte Eichel gefunden hätten, so lange sie den Baum umkreisten und mit Stöckchen in der Erde stocherten. Die gutartigen Hunde trotteten ihres Weges und begleiteten ihre Herrchen, die bösartigen Hunde verweilten länger unter den Bäumen und bellten nach dem Eichhörnchen.

In der zweiten Hälfte des Winters tauchten, keiner wußte woher, im Park streunende Hunde auf. Sie schlichen durchs dichte Gesträuch, musterten von fern die Menschen mit einem eigenartig schuldbewußten Gesichtsausdruck, als wären sie soeben verprügelt worden, und falls einer dieser Hunde die Allee überquerte, so tat er es rasch und mit eingezogenem Schwanz, als fürchtete er jeden Augenblick, von einem Stein getroffen zu werden. Das ging so fort bis in den März hinein. Tagsüber hielten sich diese Landstreicher im Park versteckt, doch gegen Abend, mit Einbruch der Dämmerung, kamen sie näher an die Parkwege heran und starrten sehnsüchtig nach den Menschen. Ich weiß nicht, ob Maßnahmen zu ihrer Verfolgung und Ausrottung getroffen wurden. Mir ist lediglich aufgefallen, daß im Laufe des März in dem Park Schilder auftauchten, welche die Hundehalter warnten, ihre Hunde ohne Leine laufen zu lassen. Das währte nahezu einen Monat, jeder Hundehalter führte seinen Hund an einer Leine oder einer Kette. Mählich – allmählich verschwanden die Warnschilder, ich könnte mir denken, sie wurden in der Dunkelheit entwendet, und auch die streunenden, herren- und heimatlosen Hunde wurden weniger. Jetzt gibt es im gesamten Park kein einziges Schild mehr, und jeder führt seinen Hund aus, wie er will, ohne Angst, er könnte den Weg eines streunenden Hundes kreuzen. Die Vagabunden haben sich in die Tiefe des Gehölzes zurückgezogen, nur abends, wenn die elektrischen Lampen im Park zu flimmern beginnen, kann man einen gespenstergleichen Hundeschatten vorüberhuschen und augenblicks im Dunkel verschwinden sehen, worauf an den erleuchteten Stellen die bellenden Umrisse etlicher Hunde erscheinen, die in das Dunkel starren. Während sie stehen und das Dunkel anbellen, rufen ihre unsichtbaren Herrchen in kosend-drohendem Ton: „Diana!“, „Tresor!“, „Cäsar!“, oder es pfeift aus dem Dunkel jemand fordernd und gellend, der diesen seinen Pfiff als Hundeparole gewählt hat. Wir werden diesen Hunden im Dunkel später noch einmal begegnen, wenn es zu berichten gilt, wie sie gierig das Pferd anbellten, ohne sich um die Hundeparolen zu scheren. Aber kommen wir zunächst zu dem Pferd.

Zum ersten Mal sah ich seine Fährte auf dem grünen Rasen jenseits der Sternwarte. Hier hatte das Pferd gegrast, seine Hufe hatten in der weichen, nassen Erde tiefe Spuren hinterlassen. Es war von dem Parkweg an der Sternwarte gekommen, hatte den frischen grünen Rasen zur Hälfte abgegrast, hatte die andere Hälfte zerstampft und war den leichten Abhang hinabgestiegen, um die dröhnende und verqualmte Autostraße zu überqueren. Die Hufspuren waren jenseits der Straße an dem jetzt stillgelegten Brunnen zu sehen, sie setzten sich auf einem der Parkwege in Richtung „Krum-Forst“ fort, wo sie sich mit Spuren von Sportschuhen, Wanderstiefeln, Fahrradreifen und Kinderwagenrädern vermischten, hin und wieder waren auch Abdrücke von weichen Hundepfoten zu sehen, bis am Ende ein solches Gemenge herrschte, daß schwerlich zu unterscheiden war, was Hufspur, was Hundepfote, was Sportschuh war.

Daß jemand sein Pferd im Park grasen ließ, verwunderte mich. Es gab nicht sonderlich viel zu grasen, und der Pferdehalter konnte weiß Gott nicht damit rechnen, daß sein Tier sich an dem bißchen dünnen und schwachen Gras würde satt fressen können. Auch war es ausgeschlossen, daß es sich womöglich um ein streunendes Pferd handelte, so wie es sich bei den Hunden um herrenlose, streunende Hunde handelte. Jemand hatte das Pferd an diese Stelle geführt und es an den nächsten Baum gebunden, und es hatte, während es den Baum umkreiste, ringsum das Gras abgefressen. Der Platz war gut gewählt, die Sonne scheint dort besonders stark, und das Gras sprießt dort zuallererst. Abends kommen dort wenig Menschen vorüber, zumal der halbe Parkweg jetzt mit Haufen

trockenen Laubes blockiert ist. Von den Lampen sind die meisten zerstört, und in ihnen nisten Spatzen – eine höchst günstige Stelle also, falls jemand ein Pferd nachts grasen lassen möchte. Möglicherweise war dieser Jemand ein Pferdedieb und ließ sein Pferd darum im Schutze der Dunkelheit grasen.

Ich konnte mir nicht erklären warum, aber kaum hatte ich die Abdrücke von Pferdehufen in dem Park gesehen, beschäftigten sie mich außerordentlich stark. In diesem Frühjahr hat das Thema „Pferd" des öfteren meinen Weg gekreuzt. In einem unserer Theater spielte man das englische Stück „Equus" (Was nichts anderes heißt als: das Pferd); kürzlich las ich in unserer Zeitschrift „Literaturen front" das Gedicht „Das Pferd" von Parwan Stefanow; unser Fernsehen sendete die Stücke „Blaue Pferde auf rotem Gras" und „Die Geschichte eines Pferdes"; unsere Dichterin Elisabeta Bagrjana grüßte den Chan Asparuch, der zu Pferde in unsere Geschichte kam. Im Zusammenhang mit dem 1300. Jahrestag der Gründung des bulgarischen Staates stoße ich in unserer Presse immer häufiger auf fliegende Reiterscharen, die durch unsere Geschichte jagen, über mittelalterliches Pflaster poltern und ihre Botschaften an die Zukunft überbringen. Aber das ist nur Literatur und höchstens noch Grafik, deswegen der Dichter Dimiter Metodiew sich beschwert hat, er könne kein Hufeisen auftreiben, um es seinem Sohn zu zeigen. Und in dieser Situation, als das Pferd lediglich in der Literatur oder höchstens in der Grafik, in unserer Phantasie, in unseren Erinnerungen und in der Geschichte vorkam, entdecke ich mit einem Mal im Park zwischen Sternwarte und Wäldchen deutliche Spuren von einem Pferd. Reale Spuren, tief und ganz frisch.

Bereits zu Anfang hatte ich gesagt, daß ich jeden Tag im Park spazierenging. Das gab mir nunmehr die Möglichkeit, den gesamten Bereich jenseits der Sternwarte in Augenschein zu nehmen und zu beobachten, in der sicheren Annahme, ich könnte in ein, zwei Tagen herausfinden, wer sein Pferd hier grasen ließ. In ein, zwei Tagen gelang dies jedoch nicht, vielmehr verging eine ganze Woche. Ich ging weiterhin jeden Tag spazieren, sowohl morgens wie auch abends, doch stieß ich auf mehr Spuren von einem Pferd nicht. Erst gegen Ende der Woche sah ich eines Morgens, das Pferd hatte wieder gegrast. Den Tag über verbrannten die Parkarbeiter das trockene Laub, allerdings qualmte es mehr als es brannte. Dieser Kamelrastplatz qualmte träge vor sich hin und hüllte sich in Rauch, Arbeiter waren zu Gange und stocherten mit langen Stöcken in den Haufen, sie hofften, ein starkes Feuer entfachen zu können, aber das feuchte Laub glomm und qualmte derart langsam, als beabsichtigte es, das gesamte Frühjahr hindurch zu brennen. Dieser Qualm verscheuchte die Menschen total.

Gleichviel von wo einer näher trat, sowie er den Rauch sah, machte er prompt kehrt. Die Menschen hatten, so schien es, die Zeitungen gelesen und wußten, Rauch wirkt krebserregend, und darum flohen sie vor ihm wie der Teufel vorm Weihrauch. Ich jedoch floh nicht, ich hoffte, der Mensch würde jetzt, den Schutz des Rauches nutzend, sein Pferd hier grasen lassen.

Illustration: Heinz Klemrath

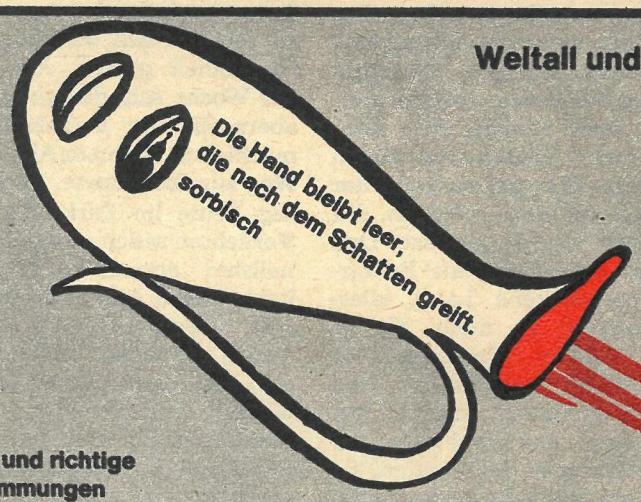
Er schien indes überaus vorsichtig zu sein, er ließ sein Tier nur bei Dunkelheit grasen. Als ich Ende der Woche sah, daß sich das Pferd abermals hier aufgehalten hatte, machte ich mich am Abend auf den Weg zur Sternwarte. Es waren wenig Leute im Park. Pärchen von Verliebten saßen an Stellen, die am hellsten erleuchtet waren. Verliebte haben Angst vor der Dunkelheit, obwohl sie beim Küssen die Augen schließen und nichts um sich her sehen, weswegen ich annehme, daß kaum ein verliebtes Paar mich bemerkt haben dürfte. Es waren auch etliche Hundehalter vertreten, sie hatten ihre Hunde frei laufen lassen, und man konnte hier und da den einen und den anderen leise rufen hören: „Cäsar, Fuß!" Die Hunde rannten voneweg, kehrten zu ihren Herrchen zurück, liefen eine bestimmte Zeit mit ihnen, entfernten sich dann in leichtem Trab, verloren sich im Dunkel, tauchten unvermittelt wieder auf, wobei sie leise winselten, um sich bei ihren Herrchen zurückzumelden, dann stromerten sie weiter durch den Park, mal verschwanden sie, mal zeigten sie sich wieder im Lampenlicht. Manche kamen bellend und jaulend aus dem Dunkel gestürmt, umschmeichelten ihr Herrchen und wollten nicht mehr weichen, ihr Herrchen beugte sich zu ihnen hinunter, redete leise und beruhigend auf sie ein, die zitternden Hunde aber wichen nicht von ihnen und starrten in das Dunkel. Die armen Stadthunde! In was für Streß-Situationen geraten sie in der Stadt, auf den Straßen und in den Parks! Das ist, so glaube ich, der Grund dafür, daß viele Stadthunde so schuldbewußt aussehen, daß man Scheu in ihren Augen lesen kann, daß sie melancholisch oder äußerst bösartig sind. Ein großer Teil dieser Hunde hat Angst vor dem dunklen Wald.

Sobald ich mich der Sternwarte näherte, stieg mir scharfer Rauchgeruch in die Nase. Ich ging weiter, lief den breiten Parkweg entlang, der ganz in den Rauch der glimmenden Laubhaufen gehüllt war. Ab und zu sah man aus dem Rauch gelbe Feuerzungen lodern, sie krochen auf die trockenen Kamelhöcker, glitten wieder hinab und erloschen augenblicklich, um wenig später auf einem benachbarten Höcker zu züngeln. Feuchtigkeit und Nässe lauerten überall, für alle Fälle hatte ich einen Regenschirm mitgenommen. Ein sternenloser, deckelähnlicher Himmel bedrückte den Park. Ich lief weiter, an den qualmenden Laubhaufen vorbei, an einigen Stellen zerriß der Rauch und gab den Blick frei auf die Autostraße. Aber nur für einen Moment, dann senkte sich der Rauchvorhang rasch wieder. In diesem Rauch und den hier und da zün-

Fortsetzung auf Seite 41

HUMOR ★ Fliegende Wundertassen

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen. Goethe



Weltall und Mensch

J. Conrad

Das All ist groß,
groß ist das All,
und was sich wie die andern
drin kugelt,
ist der Erdenball,
auf dem wir Menschen
wandern.

Groß ist das All,
du kleiner Wicht,
und trotz der großen Größe
desselben
kennt dasselbe nicht
einmal Thüringer
Klöße.

Es kann nicht lachen,
kann nicht weln,
und ohne Menschen wär es
zwar auch das
All, jedoch nur ein
ganz furchterregend
leeres!

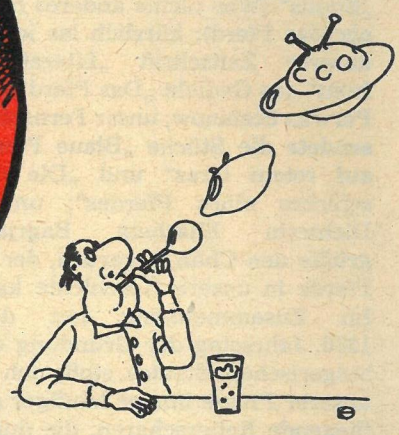
aus: „Oh Lindenbaum",
Eulenspiegel Verlag

Klare und richtige
Bestimmungen
beugen dem Zank vor.
Wekhrlin

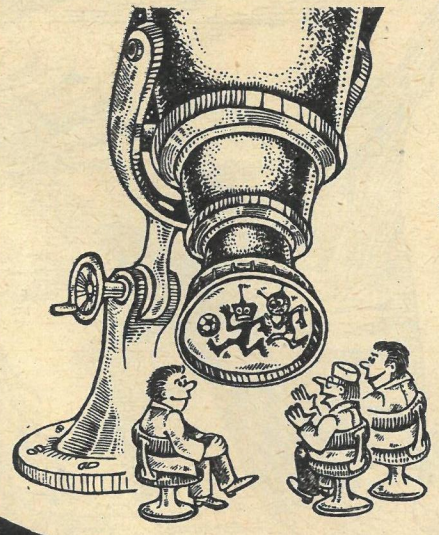
Wenn die Sonne ein Loch hätt' – ich würde es stopfen!
Wär der Himmel ein Teppich – ich würde ihn klopfen!
Wär'n die Wolken zerrissen – ich würde sie flicken!
Wär der Mond ohne Kissen – ich würd' ihm eins schicken!
Und die Löcher auf Erden, fragte später mich einer – stopft die denn keiner?
F. Hannemann

Belkow, Leningrad

Dörck



Kasanewski, Kiew



Klitschenko, Moskau

2 Wochenspruch

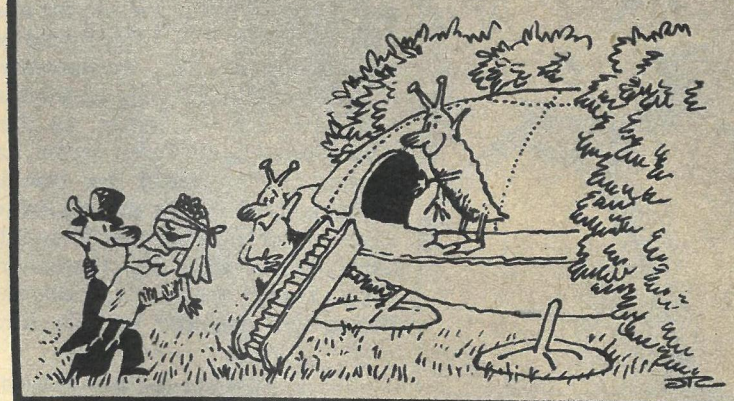
Wer nur auf
Sternstunden wartet,
wird auf der Erde
Jahre vertun.

Maistrenko, Leningrad

Der Ausflug

Georgi Moskwin

Vor langer, langer Zeit, viele tausend Lichtjahre von uns entfernt, gab es einst einen sauerstoffreichen Planeten. In seiner üppigen Natur gediehen die Wälder besonders prächtig. Wer auf diesem Planeten landete, stand hingerissen unter den mächtigen Baumkronen. In den Wäldern tummelten sich fröhliche Menschen. Merkwürdig war nur, daß auf jenem Planeten nur drei Dichter, fünf Prosaschriftsteller und zwei Dramatiker lebten. Sie wurden von allen sehr geliebt.



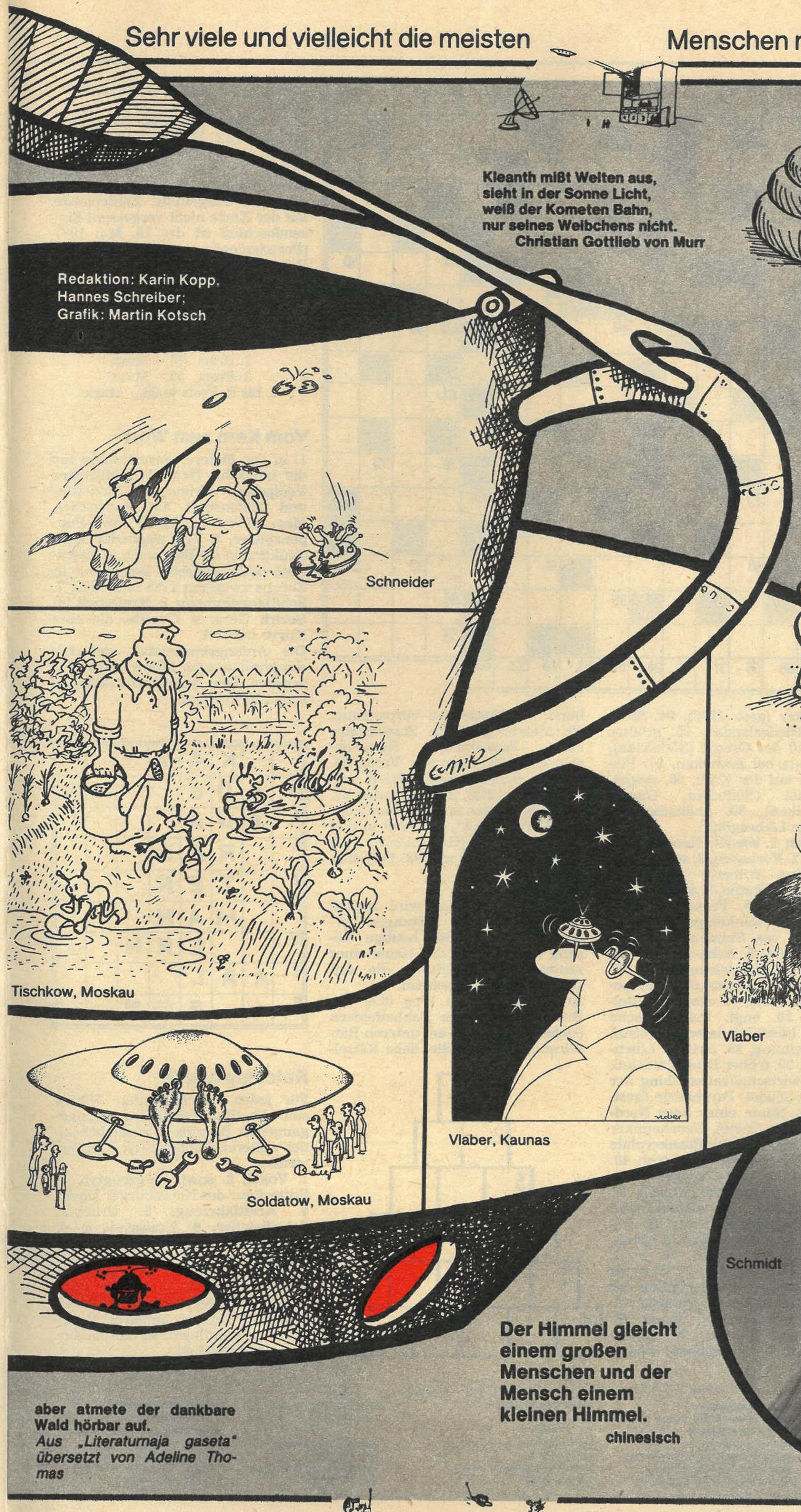
Einst landete dort der Schriftsteller Aristarch Osarjonny. Nach der Begrüßung holte er aus dem Frachtraum des kosmischen Schiffes seine Manuskripte und trug sie sogleich in einen Verlag. Dort las man sie gewissenhaft und fragte schließlich: „Und wieviel gedenken Sie insgesamt im Laufe Ihres Lebens noch zu schreiben?" Osarjonny führte eine bescheidene astronomische Ziffer an. „Einverstanden", sagte man ihm, „gehen Sie in die Buchhaltung und lassen sich das Honorar auszahlen." Osarjonny war verblüfft. „Eine so hohe Summe?" „Es ist das Honorar für Ihr gesamtes Lebenswerk." „Und wenn ich nun, nachdem ich das Honorar habe, überhaupt nichts mehr schreibe?" fragte Osarjonny vorsichtig. „Dann würden Sie unsere Bedingungen erfüllen. Wenn Sie das Honorar in Empfang nehmen, erklären Sie sich zugleich damit einverstanden, daß wir nichts von dem je veröffentlichen, was Sie in Druck geben wollen..." Atemlos lief der Schriftsteller zu seinem Raumschiff zurück. Minuten später hob es von dem fremden Planeten ab. Unter ihm

Wo damals die Grenzen der Wissenschaft waren, da ist jetzt die Mitte. Lichtenberg

Zweifel ist der

Sehr viele und vielleicht die meisten Menschen müssen, um etwas zu finden, erst wissen, daß es da ist. Lichtenberg Nur solchen Menschen, die nichts hervorzubringen wissen, denen ist nichts da. Goethe

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch



**Kleanth mißt Welten aus,
sieht in der Sonne Licht,
weiß der Kometen Bahn,
nur seines Weibchens nicht.**
Christian Gottlieb von Murr

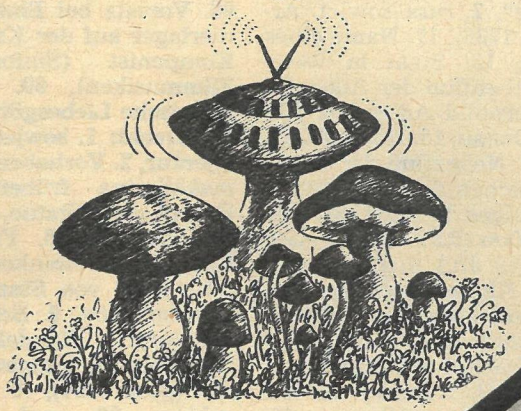
**Weltraumbummelschneck
von Lerch**

**Natürlichem genügt das
Weltall kaum,
was künstlich ist, ver-
langt geschloßnen
Raum.**
Goethe

Schneider

Tischkow, Moskau

Vlaber, Kaunas



Vlaber

Soldatow, Moskau

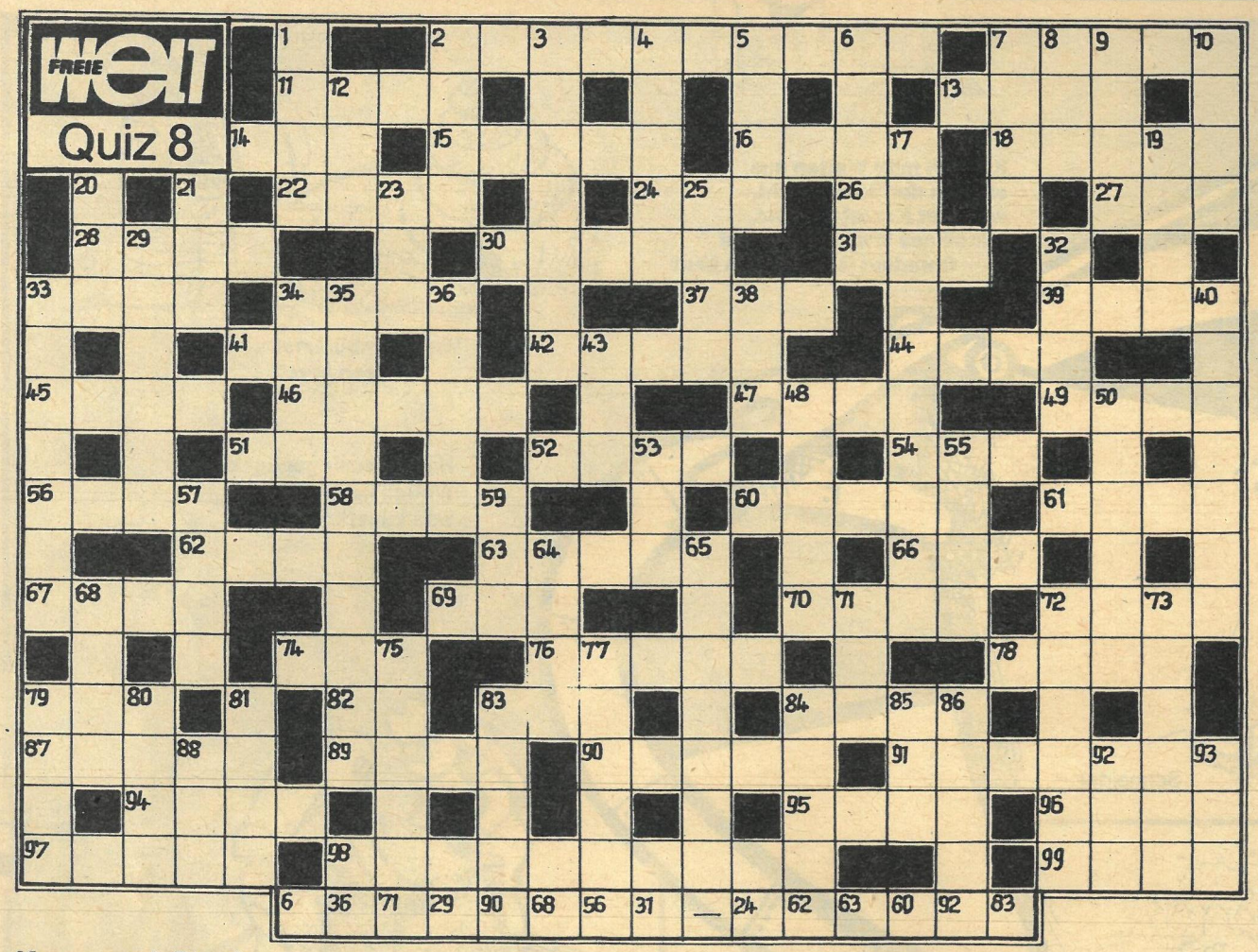
Schmidt

**Der Himmel gleicht
einem großen
Menschen und der
Mensch einem
kleinen Himmel.**
chinesisch

**aber atmete der dankbare
Wald hörbar auf.**
*Aus „Literaturnaja gaseta"
übersetzt von Adeline Tho-
mas*

Weisheit Anfang. Descartes

Der Tag weiß nicht, was die Nacht bringt. Wekhrlin



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. russ.-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1968), u. a. „Die goldene Rose", 7. russ.-sowjet. Architekt (gest. 1936), 11. Name eines sowjet. Sees, 13. Staat in Westafrika, 14. Nebenfluß der Aller, 15. Stern im Sternbild Adler, 16. Nebenfluß der Donau, 18. Halbaffe, 22. Alpenhirt, 24. Nebenfluß der Wisla, 26. chem. Zeichen für Ruthenium, 27. metallhaltiges Mineral, 28. Hafenstadt am Don (RSFSR), 30. russ. Dramatiker (19. Jh.), u. a. „Der Revisor", 31. Klostervorsteher, 33. Heil- und Gewürzpflanze, 34. früheres Küstenfahrzeug, 37. Sinnesorgan, 39. Edelmetall, 41. Kanton in der Schweiz, 42. Baumstraße, 44. Untiefe, 45. Wasserpflanze, 46. Asiat, 47. Zarenerlaß, 49. Gebirge in der Kirgis. SSR, 51. Männername, 52. sowjet. Physiker (gest. 1971), 54. Aufgußgetränk, 56. Monatsname, 58. Habsucht, 60. Knolle mancher Orchideen, 61. Schriftstück, 62. Stauanlage, 63. Stadt im Bezirk Magdeburg, 66. elektrisch geladenes Teilchen, 67. altschwedisches Adelsgeschlecht, 69. gehörnte Antilope, 70. Männername, 72. Halbinsel im Norden der UdSSR, 74. Männername, 76. Fluß in Frankreich, 78. kalter Fallwind, bes. an der dalmatin. Küste, 79. Winkelfunktion (Kurzzeichen), 82. chem. Zeichen für Osmium, 83. Scheuerpulver, 84. Stadt in Mexiko, 87. Erdteil, 89. wasserloses Flußtal Nordafrikas und im Vorderen Orient, 90. inneres Organ, 91. russ.-sowjet. Dramatiker (gest. 1962), 94. Stadt in den Niederlanden, 95. größter Nebenfluß des Oranje (Südafrika), 96. Vorsatz bei Einheiten, 97. Pionierlager auf der Krim, 98. sowjet. Komponist (Sinfonien, Opern, Filmmusiken), 99. phönizisch-kanaanische Liebesgöttin.

Senkrecht: 1. sowjet. Nachrichtenagentur, 2. Vorhaben, 3. sowjet. Primaballerina früherer Jahre, 4. Rumpf einer Statue, 5. alkoholhaltiges Getränk, 6. Frauenname, 7. österr. Operettenkomponist, u. a. „Die Rose von Stambul", 8. nord. Männername, 9. Schauspieler, 10. Pelztier, 12. Wendekommando, 17. russ. Pianist, Dirigent und Komponist (gest. 1894), 19. sowjet. Mittelgebirge, 20. engl. Insel (Irische See), 21. internationaler Seenotruf, 23. Verneinung, 25. afrikan. Liliengewächs, 29. früher Briefverschluß, 32. Landwirtschaftsausstellung der DDR, 33. sowjet. Psychologe (gest. 1972), 34. Name eines Sees Nordamerikas, 35. sowjet. Geochemiker (gest. 1975), 36. Schiffsankerplatz vor dem Hafen, 38. Viehfutter, 40. sowjet. Maler und Grafiker (gest. 1969), 43. Frauenname (Kurzf.), 48. Radau, Tumult, 50. wissenschaftl. Mitarbeiter eines Verlages, 53. Zeichen, 55. erzählende Versdichtung, 57. russ. Männername, 59. nord. Hirschart, 64. Riemen, 65. törichtes Gerede, Unsinn, 68. Nebenfluß der Kura, 71. Stadt im Erzgebirge, 72. Strahlenkranz um die Sonne, 73. mittelitalien. Provinz, 75. japan. Hafenstadt, 77. mittelalterl. Städtebund, 79. Masse der Verpackung, 80. Metallbolzen, 81. Stammvater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 83. Oper von Verdi, 84. italien. Schriftsteller, Maler und Arzt (gest. 1975), 85. Großvater, 86. Autor des Romans „Die Abenteuer des Werner Holt", 88. Stadt in den Niederlanden (Gelderland), 92. Meistergrad im Judo, 93. Bedrängnis.

In der Sowjetunion wird täglich eine Vielzahl von Zeitungen herausgegeben. Unsere heutige Lösung (2 Worte) ist der Name einer zentralen Tageszeitung, die seit 1924 in Moskau erscheint.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion „FREIE WELT", Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 8 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 13. Mai 1987 (Poststempel).

Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 12/1987 der FREIEN WELT.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

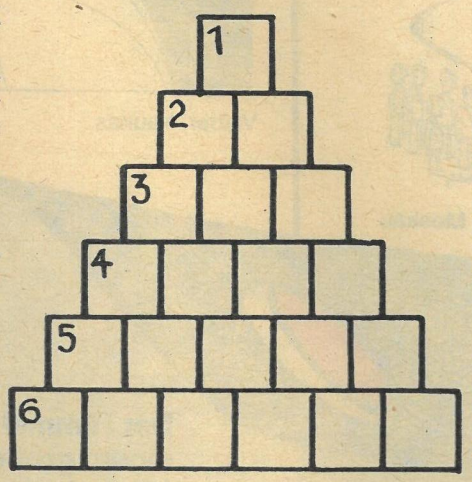
Vom Kern zum Wort

1. in der Malerei Bezeichnung für die menschl. Haut, 2. südlichster Vorsprung Afrikas, 3. Industrie- und Hafenstadt am Asowschen Meer, 4. weltberühmter sowj. Puppenspieler, 5. Teil tragender Konstruktionen im Bauwesen, 6. literarisch-philosophische Bewegung in Europa zwischen 1795 und 1830, 7. Schülerwohnheim, 8. Kreisstadt im Bezirk Gera, 9. Gerade, die eine Kurve berührt.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter (von 1 bis 9 senkrecht) ergeben den Namen des sowjetischen Reisebüros.

1		K	A	R				
2	A	D	E					
3	A	G	A					
4		R	A	S				
5		T	E	R				
6		M	A	N				
7			E	R	N			
8	A	A	L					
9			G	E	N			

Rätselpyramide



Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – zu verwenden:

1. Vokal, 2. sowj. Flugzeugtyp, 3. Stifterfigur des Naumburger Doms, 4. Kraftfahrzeug, 5. Urheber; Schriftsteller, 6. Kreisstadt a. d. Elbe/Bezirk Leipzig.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an dritter Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schebilnski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

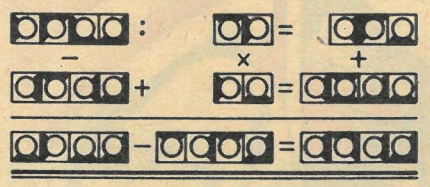
Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Bau – Rune – Kris – Kora – Rehe – Alai – Art

Die neu eingesetzten Buchstaben ergeben den Namen eines zu den Limikolen (Strandvögel) zählenden Vogels.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

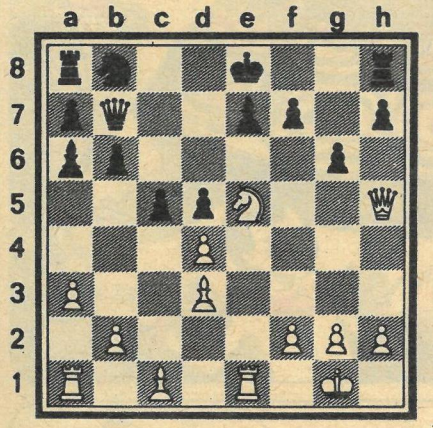


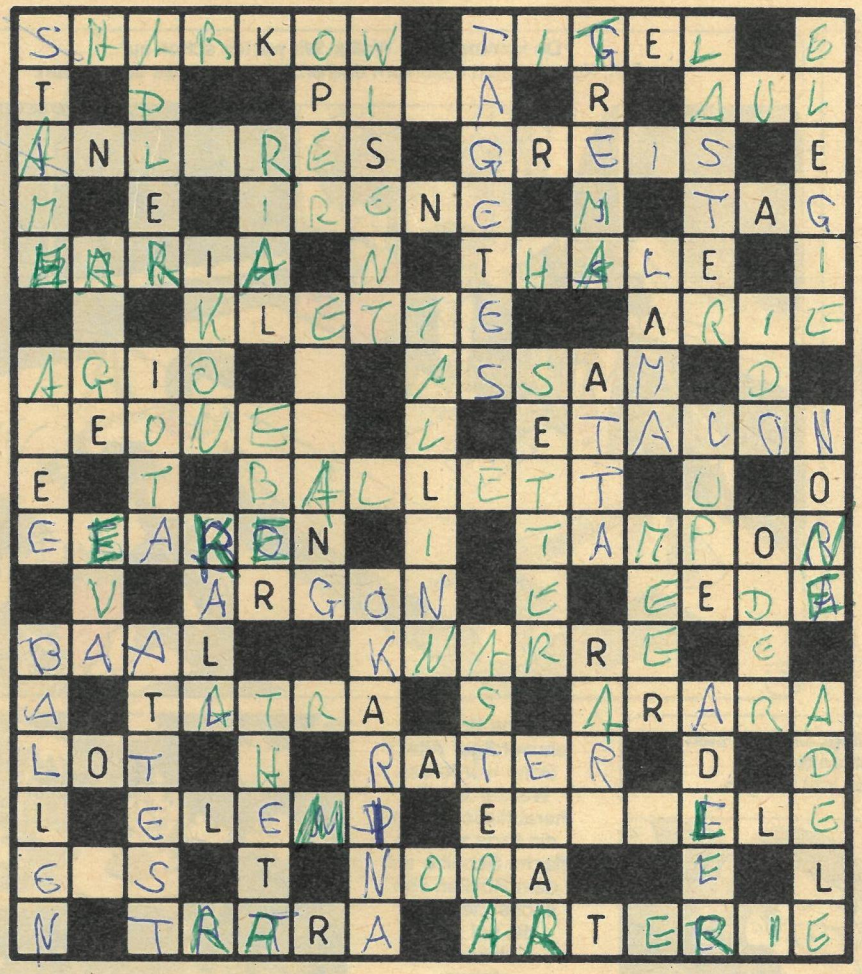
Schach

Nur 30 Minuten

Aus einem Schnellschachturnier, das 14 Teilnehmer (darunter 6 Meister) in Minsk bestritten, stammt die Diagrammstellung. Trotz ungewöhnlicher Bedenkzeit von nur einer halben Stunde kamen interessante Partien zustande.

Hier ein Beispiel für die schöpferische Handschrift der Teilnehmer (L. Bassin–W. Alexejew): **18. S:g6 fg 19. L:g6+ hg 20. D:h8+ Kd7 21. T:e7+ K:e7 22. Lg5+ Kd7 23. Dd8+ Kc6 24. Df6+ Kc7 25. De7+ Sd7 26. Lf4+ Kc6 27. De6+ Kb5 28. a4+ Kc4 29. De2+ Schwarz gab auf.**





Kreuzgitter

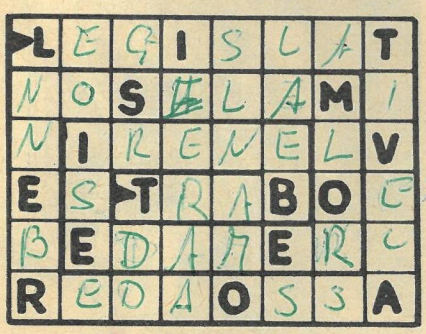
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Frühwerk von Brecht, 2. Aussprachezeichen, 3. Hunderasse, 4. Gestalt aus „Die Fledermaus", 5. Aufschrift, 6. Kurort im Harz, 7. Fluß zur Ostsee, 8. Schlagader, 9. Eichmaß, 10. Teil des Baumes, 11. niederländ. Grenzort, 12. Kamel der Anden, 13. Ölbaumharz, 14. alter Mensch, 15. Vergrößerungsglas, 16. Bühnentanz, 17. ärztl. Bescheinigung, 18. Titelgestalt bei Ibsen, 19. Opernlied, 20. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 21. Rätsellöser, 22. Teil der Karpaten, 23. russ. Maler (1848–1916), 24. männl. Haustier, 25. Gedichtform, 26. Gestalt aus „Rienzi", 27. Glasfluß, Schmelz, 28. altes Zählmaß für Tuch, 29. männl. Vorname, 30. Kalifenname, 31. Druckfarbenballen, 32. Siedlung der Turkvölker, 33. Studentenblume, 34. Nebenfluß des Dnepr, 35. Edelgas, 36. Nebenfluß des Mississippi, 37. Gattung der Blattschneideameisen, 38. griech. Buchstabe, 39. Oper von Verdi, 40. Stadt in Österreich, 41. Wochenteil, 42. Wildrind, 43. trop. Klettervogel, 44. südamerikan. Wurf- und Fanggerät, 45. iran. Währungseinheit, 46. sportl. Wettkampf, 47. griech. Göttin, 48. Landschaft in Mittelnorwegen, 49. Welthilfssprache, 50. Senkblei, 51. weibl. Vorname, 52. Tafelgemälde, 53. Gestalt aus „Die Meistersinger", 54. Staat in Indien, 55. im Altertum Stadt in Thrakien, 56. Lärm, 57. Stern im Sternbild Skorpion, 58. Gewässer, 59. Kinderspielzeug, 60. musikal. Bühnenwerk, 61. Intervall im Neunstufenabstand, 62. Flußbezeichnung, 63. Sternbild, 64. Greifvogel, 65. Schreibmaschinenschriftgrad, 66. tönerne Schnabelflöte, 67. Untugend, 68. Korbblütler mit widerhakig gekrümmten Hüllblütenblättern.

Wörterband

Von außen nach innen: Gesetzgebende Versammlung – Wurffangleine – Blutgefäß – Männername – islam. Grußwort – offener Feldbahnwagen – Fliegenlarve – Alarmgerät – Gesichtshaar.

Von innen nach außen: ein Pferd in einer bestimmten Gangart laufen lassen – griech. Göttin der Zwietracht – niederländ. Käsesorte – Schwanzlurch – engl. Biersorte – Fixstern – Stadt im S der Niederlande – Gebirge in Griechenland – ital. Schriftsteller und Arzt („Christus kam nur bis Eboli") – Gebirgseinschnitt – feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Endbuchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Reis – Spieß – Rest – Base – Kilt – Lei

Die neuen Endbuchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines deutschen Opernkomponisten des 19. Jahrhunderts.

Auflösungen aus Heft 8/1987

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Aurora, 5. Ewenke, 10. Igel, 11. Adam, 12. Raster, 13. Ankara, 14. Garn, 16. Omen, 18. Miete, 21. Aral, 23. Altern, 24. danke, 27. Amin, 28. rue, 30. Gott, 32. Ukraine, 33. Esso, 35. Reife, 37. Mars, 38. Rebe, 40. Nias, 42. Elena, 44. Awat, 45. Ionier, 48. Mate, 50. Ales, 53. Rate, 54. Arena, 57. Sand, 58. Name, 59. Eman, 61. Lori, 62. Anna, 63. Ohio, 64. Nor, 65. Nida, 66. Werg, 68. Kind, 69. Aras, 71. Arda, 72. Ehre, 73. Akaba, 75. Noor, 77. Dido, 79. Team, 82. Themse, 86. Lear, 87. Aeros, 88. Land, 89. Teil, 91. Egge, 93. Manni, 95. Solo, 97. Erdteil, 99. Iesi, 100. Att, 101. Gong, 102. Erker, 105. Akzise, 107. Plan, 109. Iles, 112. Rigi, 114. Anat, 116. Elster, 117. Strahl, 118. Hero, 119. Ente, 120. Agenda, 121. Angola.

Senkrecht: 1. Agram, 2. Rasse, 3. Riegel, 4. agra, 5. Elan, 6. Ecker, 7. Karola, 8. Edam, 9. Oman, 15. Riester, 17. Elk, 19. Ismus, 20. Tango, 21. Anruf, 22. Ader, 25. Neiße, 26. Ebene, 29. Ukelei, 31. Traktat, 33. Einem, 34. Staat, 36. Isere, 38. Ran, 39. Boe, 41. Swerdlowsk, 43. Note, 46. Imam, 47. Rhin, 49. Anapher, 51. Leningrad, 52. Samarkand, 55. Ren, 56. Neandertal, 60. Amderma, 67. Rab, 69. Aust, 70. Aase, 74. Alse, 76. Oologie, 78. Ibsen, 80. Erato, 81. Medeo, 83. Hue, 84. Mal, 85. Eremit, 89. These, 90. Indik, 92. Gnitzen, 94. Altan, 95. Sigel, 96. Lenne, 98. Earl, 103. Rai, 104. Epilog, 106. Sitten, 108. Aston, 110. Llano, 111. Salta, 112. Rahm, 113. Gera, 114. Area, 115. Asta.

Kreuzgitter. Waagerecht: Kutusow (29), Arate (4), Altan (3), Natal (34), Egge (14), Rehe (42), Eule (16), Fan (17), Ase (6), nie (35), Insel (26), Gig (18), Nut (37), Ingot (25), Aul (7), Trick (58), Oka (38), Bek (9), Steig (53), Olm (39), Not (36), Air (2), Arzt (5), Grad (22), Blau (11), Stier (54), Ornis (40), Salep (47), Deineka (12).

Senkrecht: Krake (28), Titel (57), Song (50), Won (61), Beta (10), Mal (33), Ware (60), Hefe (23), Agen (1), Efeu (13), Reno (43), Uri (59), Signal (48), Indigo (24), Silo (49), Stab (52), Lack (30), Glas (19), Gote (21), Takt (55), Rind (45), Korb (27), Erz (15), Maar (32), Runde (46), Tesla (56), Gose (20), Aula (8), Riff (44), Lori (31), Spa (51), Rad (41).

Gereimtes: Ader + Motor = Moderator.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Messalina, 4. Segel, 5. Kurare, 7. Kanone, 9. Bantu, 11. Bajadere.

Senkrecht: 2. Sahara, 3. Nase, 6. Reka, 8. Nomade, 10. Tuba.

Vom Kern zum Wort: 1. Triangel, 2. Ranunkel, 3. Ektoderm, 4. Thriller, 5. Jongleur, 6. Aragonit, 7. Kanonade, 8. Oktaeder, 9. Wegerich. – Tretjakow.

Magisches Quadrat: 1. Range, 2. Areal, 3. Nebra, 4. Garri, 5. Elain.

Raten und Rechnen:

688 : 8 = 86
– × +
139 + 36 = 175
549 – 288 = 261

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 6) aus Heft 6/1987

Waagerecht: 1. Walter, 5. Dnepr, 8. Wange, 13. Wehe, 14. Aden, 15. Liga, 16. Daumen, 17. Beton, 18. Steen, 19. Wolga, 21. Robe, 22. Apia, 24. Isel, 26. Nias, 29. Trap, 32. Arras, 33. Nina, 36. Nero, 39. Ecke, 42. Phenol, 43. Swerdlowsk, 45. Hero, 47. Bake, 49. Anden, 52. See, 53. Murmansk, 57. agra, 59. Bantu, 61. Etui, 63. Sieg, 64. Kuibyschew, 66. Ragusa, 67. Toto, 70. Aras, 72. lang, 75. Stake, 77. Vier, 80. Iota, 83. Alai, 85. Nano, 87. Iris, 89. Laken, 90. Kraut, 91. Prise, 92. Tannat, 93. Usti, 94. DEFA, 95. Geer, 96. Elsie, 97. Ester, 98. Liste, 99. Ritter.

Senkrecht: 1. Wodan, 2. Laura, 3. Ewer, 4. Renoir, 5. Debet, 6. Extra, 7. Rana, 8. Wesir, 9. Antares, 10. Gleise, 11. Eins, 12. Baal, 19. Won, 20. Len, 23. Pacov, 25. Egk, 27. Irene, 28. Snob, 30. Riesa, 31. Podest, 34. Ire, 35. Apo, 37. Elam, 38. Oser, 40. Cid, 41. Ern, 44. Kar, 45. Habit, 46. Ranft, 48. Kursiv, 50. Nasal, 51. Egeln, 52. Suk, 54. Möhre, 55. Newa, 56. Kura, 58. Gruft, 60. Ibsen, 62. Iasi, 65. Ulan Ude, 68. Oil, 69. Osiris, 71. Reiter, 73. Askese, 74. Ganter, 76. Kater, 78. Ilias, 79. Riege, 81. Ornat, 82. Alter, 83. Amur, 84. Akte, 86. Opal, 88. Sari. **Lösungswort:** Wassili Surikow.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M VEB Metallweberei Neustadt
Produktionsbereich III
Brigade DSF, Zeulenroda, 6570

2. Preis:
75,– M Werner Pfeiffer, Berlin, 1170

3. Preis:
50,– M Charlotte Herrmann, Leipzig, 7010

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Ursula Kummer, Geschwenda, 6307; Elvira Wilhelm, Bad Lauchstädt, 4204; Irene Pachnicke, Leipzig, 7065; Fred Frenzel, Joachimsthal, 1304; Ruth Heiland, Bad Köstritz, 6514.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 2

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

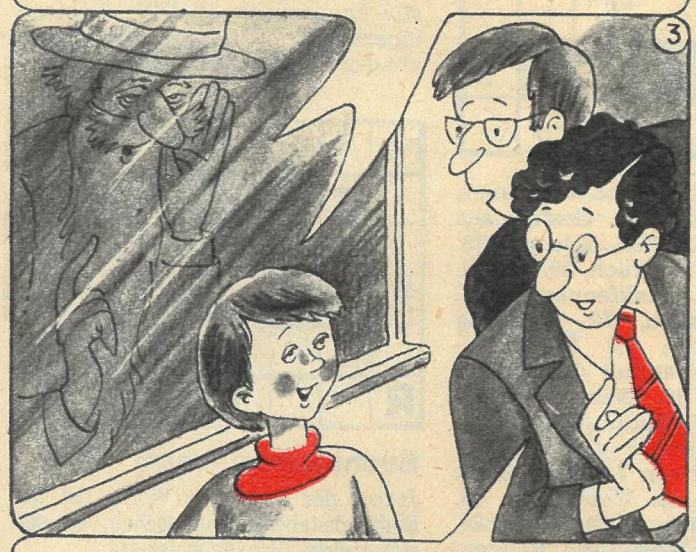
Du kommst spät, Wolka. Wir warten schon auf dich. Komm gleich nach vorn und erzähle uns etwas über Indien.

1

Wolka freut sich, er wußte viel über dieses Land. Schon öffnete er den Mund, da begann Hottab, der sich unsichtbar gemacht hatte, zu murmeln. Und der entsetzte Wolka hörte sich sagen:

2

Indien, meine hochgeschätzten Herren, liegt am äußersten Rand der Erdscheibe. Es ist reich an Gold, das tüchtige Ameisen aus der Erde ans Licht bringen…



3

Halt, halt, Wolka! Das ist sicher eine lustige Geschichte, aber jetzt haben wir Geographieprüfung. Du weißt genau, daß die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel ist!

Eine Kugel, ehrwürdiger Alter? Dann würde das Wasser von ihr herabfließen! Nein, die Erde ruht als flache Scheibe auf dem Rücken von sechs Elefanten, die auf einer Schildkröte stehen.

4

5

Der Junge scheint sich nicht wohl zu fühlen. Die Hitze?! Komm, erzähl uns, was du unter Horizont verstehst.

Horizont, ihr Ungläubigen, nenne ich jene Grenze, an der die kristallene Himmelskuppel den Rand der Erde berührt.

Lieber Junge, du bist etwas durcheinander. Geh nach Hause, schlaf dich richtig aus, morgen sehen wir uns dann wieder.

6

7

Seltsam, ich dachte doch das Richtige, mein Mund gehorchte mir nicht…

Wie hab ich mich blamiert! Wenn das meine Freunde im Astronomischen Klub erfahren! Morgen verstopfe ich mir die Ohren, um Hottabs Gemurmel nicht zu hören.

„Nun, mein junger Freund, waren deine Lehrer von deinem Wissen beeindruckt?"

„Oh ja, sie waren sehr beeindruckt!"

8

Hottab spürte, daß sein Freund Kummer hatte, und ahnte auch, daß er daran schuld war. Nun überlegte er, wie er Wolka trösten könne…

Fortsetzung von Seite 35

Grasen bei Nacht

gelnden Feuern erblickte ich zuerst den Mann. Er stand vor einer Baumgruppe, mit dem Rücken zum Feuer, er starrte auf irgendwas oder dachte an irgendwas. Seine Gestalt war leicht gebeugt, die Arme wirkten ein wenig zu lang geraten. Offenbar war es ein alter Mann. Ein Kutscher, dachte ich. Ein armer Mann, der gezwungenermaßen sein Pferd spätabends im Park grasen ließ, verbotenerweise. Mein Gott, was konnte der schon für ein Pferdedieb sein!

Das dachte ich und stocherte mit dem Schirm in dem Laub vor mir, vielleicht flammte es auf. Es flammte auf wie ein Sprengsatz, so daß ich flugs zurückwich und mich, aufs äußerste enttäuscht, auf den Heimweg begeben wollte.

Und da sah ich das Pferd.

Und glaubte, mich träfe der Schlag.

Es war ein Pferd mit Flügeln.

Es zupfte ein klein wenig an dem zarten Gras, seine Flügel hingen an ihm herab wie leblos. Und wenn das Pferd ein paar Schritte tat, schleiften die Flügel zu beiden Seiten, und ihre trockenen Federn raschelten. Es graste lustlos. Ich bemerkte an seinem Leib alte Narben, an manchen Stellen war ihm die Haut abgeschabt, und das Tier erinnerte an einen alten Lastgaul. Mal verhüllte es der Rauch des qualmenden Laubes, mal wurde es zur Hälfte sichtbar, und wenn ich meine Phantasie ein wenig mehr anstrengte, schien dieses geflügelte Pferd, langsam und mühselig zwar, jeden Augenblick loszuschwimmen inmitten des Rauchs, und ich wartete darauf, daß es seine alten, abgewetzten Flügel ausbreitete und sich über die Bäume erhob.

Es fällt mir schwer, dem Leser zu erklären, was ich bei diesem Anblick empfand. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich einen Pegasus. Das Herz begann mir heftig zu klopfen, ich hörte das Blut in meinen Adern pulsen, ich vertiefte mich wie jener Baum, der da stand und dem Flüstern seiner Säfte lauschte und zu dem Specht sprach: „Untersteh dich, bei mir anzuklopfen!" Am liebsten hätte auch ich meinem Herzen zugerufen: „Untersteh dich, derart heftig zu klopfen, womöglich erschrecken wir den Pegasus!" Ich habe aber nicht gerufen, ich weiß ja, das Herz hört nie auf den Menschen; vielmehr bin ich zurückgewichen und habe mich hinter niedrigen Sträuchern versteckt. Der Rauch verschwand, und meinen Augen bot sich ein unverhülltes Bild, der müde Mann und das müde Pferd. Eine grenzenlose Traurigkeit ergriff mich, dem schweren und kalten Rauch ähnlich, etwas schnürte mir die Kehle. Der Mann, den ich für einen Kutscher gehalten hatte, stand noch immer mit dem Rücken zum Feuer, nahm sich eine Zigarette und zündete sie an, wobei er das Zündholzflämmchen in seine hohlen Hände nahm. Er hatte große Hände, um nicht zu sagen Riesenhände, Hände wie ein Steinbrucharbeiter oder ein Schmied.

Der Mann war ein heruntergekommener Dichter, der den Schutz der Dunkelheit nutzte, um seinen Pegasus grasen zu lassen. Er ging hin zu dem Tier, hustete den tiefen, dumpfen Husten eines alten Rauchers, griff nach dem Strick, der am Hals des Pferdes baumelte und zog an dem Strick, ohne ein Wort zu sagen. Das Pferd zuckte auf, schüttelte seine schweren, schäbigen und ausgefransten Flügel, sie bewegten sich wie bei einem Erdbeben, erstarben jedoch rasch wieder und schleiften schlaff übers Gras. Der Mann und das Pferd brachen auf und gingen von dannen, und da ertönte von der anderen Seite des qualmigen Parkweges jähes, ungestümes Hundegebell. Die Hunde, von ihren Herrchen von den Leinen gelassen, hatten das geflügelte Pferd entdeckt und bellten es aus Leibeskräften an, obwohl ihre Herrchen nach ihnen riefen. Zwischen dem Hundegebell hörte man die Stimmen von Menschen: „Tresor, zu mir!", „Diana!", „Cäsar, Fuß!", das Knistern brennenden Laubes war zu vernehmen, trockenes Husten drang an mein Ohr, es stammte von dem Mann mit dem Pferd, trocken und scharf schleiften die schäbigen Flügel des alten Pferdes, das mit gesenktem Kopf seinem gebeugt laufenden Herrn auf dem Fuße folgte und leicht lahmte. Dunkelheit und Rauch verschluckten sie. Plötzlich hörte ich Pferdegetrappel, wahrscheinlich hatten der Mann und das Pferd Pflaster betreten. Es waren nur wenige Takte von Pferdehufen, sie klangen mir wie ein Vers, unverständlich und geheimnisvoll. Mit einer sehr heimlichen kleinen Hoffnung blickte ich wieder und wieder in den tiefhängenden Himmel, ob dort, über dem rauchigen und dunklen Park, nicht plötzlich das geflügelte Pferd erschien und den Himmel in ein Märchen verwandelte. Das bißchen Hoffnung flammte auf und erstarb und erlosch, wie das trockene Laub zu meinen Füßen aufflammte und erlosch. Mit einem Mal wurde mir sehr sehr weh, traurig und schwer. Als hätte aller Rauch ringsum sich über mich gesenkt und setzte sich nun ab in meiner Seele.

Mir war weh um das Pferd.

SOVTRANSAVTO
bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse

SOVTRANSAVTO
bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und 30 Ländern Europas und Asiens

SOVTRANSAVTO
bedeutet 23 reguläre Linien für Sammelguttransporte

SOVTRANSAVTO
bedeutet Güterbeförderung aus WESTEUROPA nach ASIEN

SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!

Anschrift:
UdSSR, 103009, Moskau
Kusnezki most, 6/3
Telefon: 221-36-53
Telex: 411251, 411252, 411924

Bevollmächtigter von SOVTRANSAVTO in der DDR:
Leipziger Straße 62–05.3
Berlin, 1080
Telex: 114242, 114243; Telefon: 2 08 10 17, 2 08 02 74

Sovtransavto

Computer im Reich der Mitte

Marco Polos Reise nach China dauerte 24 Jahre, er mußte zahlreiche lebensgefährliche Situationen meistern. Ein dreiwöchiger Studienaufenthalt ist sicher nicht damit zu vergleichen. Dennoch – war der Flug ins „Reich der Mitte" auch für Sie ein Abenteuer?

Der vierzehnstündige Flug mit Zwischenlandung in Moskau bzw. in Bukarest und Karatschi ist natürlich nicht mit einer langjährigen Reise im 13. Jahrhundert zu vergleichen. Wenn Sie aber den Aufenthalt in China meinen, so war das schon ein außergewöhnliches Erlebnis. Allein die vielen Gegensätze und die uralte Kultur. In Peking wird unglaublich viel und modern gebaut. Breite Alleen sind für den Verkehr der Zukunft ausgelegt. Doch das ändert nichts an der traditionellen Liebe der Chinesen zu ihren kleinen Häusern und engen Gassen, den Hutongs, in denen sich auch heute das eigentliche Leben abspielt. Nicht nur für die Verbesserung der Wohnverhältnisse hat die chinesische Regierung große Investitionen bereitgestellt. Auch an vielen historischen Tempeln und Palästen, die in der Zeit der Kulturrevolution zu verfallen drohten, sah ich Restauratoren wirken. Die neue ökonomische Politik und Öffnung der VR China zeigt sich an vielen Stellen. Touristen und das Warenangebot haben merklich zugenommen. Der Austausch von Wissenschaftlern und die Einladung zu internationalen wissenschaftlichen Konferenzen sind auch Bestandteil der chinesischen Politik.

Sie waren Gast der Akademie der Wissenschaften und hatten die Möglichkeit, einige Institute Ihres Fachbereichs in Peking und Shenyang zu besuchen. Wie kam es zu dieser Reise, und was hat Sie als Automatisierungstechniker besonders interessiert?

Der gegenseitige Besuch von Spezialisten unserer Institute basiert auf einem Abkommen zwischen den Akademien der Wissenschaften beider Länder. Automatisierungstechnik verstehe ich als Bindeglied verschiedener Schlüsseltechnologien für den Einsatz in der Volkswirtschaft. Unser Institut steht vor der Aufgabe, zum Beispiel Mikroelektronik, Computereinsatz, Robotertechnik, CAD/CAM-Lösungen für eine automatisierte flexible Fertigung zu integrieren. In dieser Breite habe ich mich bemüht, einen Einblick in die wissenschaftlichen sowie technischen Voraussetzungen und Vorhaben der chinesischen Kollegen zu gewinnen.
Bei meinen Besuchen in den Instituten in Peking und Shenyang hat mich zunächst deren Ausstattung interessiert. Ich gewann den Eindruck, daß sich diese im Vergleich zu meinem Besuch 1985 in den letzten Jahren wesentlich verbessert hat. Moderne Klein- und Mikrorechner sowie Personalcomputer haben auch hier Einzug gehalten. Sie sind zum Teil Prototypen von Eigenentwicklungen oder stammen aus Importen. Die chinesische Industrie montiert zum Beispiel jährlich 100 000 IBM-komportable Personal-Computer. Hinzu kommen der Eigenbau von Mikrorechnern und auch von Personal-Computern. Ein Großrechner existiert auch als Prototyp einer Akademieentwicklung. Insgesamt ist abzusehen, daß sich die technische Basis auch in der Zukunft weiter verbessern wird.

Eines der großen Probleme der VR China ist die Drosselung der Geburtenraten. Die Freisetzung von Arbeitskräften dürfte demnach nicht unbedingt ein Hauptanliegen für den massenhaften Einsatz von Computern sein. Welche Ziele verfolgt man in China damit?

Die chinesische Partei- und Staatsführung hat klar erkannt, daß die ehrgeizigen Pläne zur Steigerung des Nationaleinkommens und damit zur Erhöhung des Lebensstandards der Bevölkerung nur durch moderne Technologien zu verwirklichen sind. Mit der traditionellen „chinesischen Methode" des massiven Einsatzes menschlicher Arbeitskraft konnte man in der Geschichte ein Weltwunder wie die chinesische Mauer errichten. Auch heute kann man damit sicher Berge versetzen. Einen hochintegrierten Schaltkreis vermögen aber auch hundert oder tausend Wissenschaftler nicht ohne moderne Technologien zu schaffen. Mit anderen Worten: Ein riesiges Land wie China mit seinen Verkehrs-, Waren- und Informationsströmen, mit seinem großen Bedarf an Maschinen und Ausrüstungen für Industrie und Landwirtschaft, einer unvorstellbaren Nachfrage nach Konsumgütern muß sich wie wir wissenschaftlichen Vorlauf für Spitzentechnologien erarbeiten und diesen dann in der Industrie umsetzen. Und da kann China auch auf riesige Wachstumsraten verweisen. So stieg von 1981 bis 1985 die Produktion in der Elektronik im Jahresdurchschnitt um über 20 Prozent. Die Fernseh- und Tonbandgeräteherstellung begann ganz bescheiden mit importierten Bauteilen. Heute bemühen sich chinesische Außenhandelsbetriebe um deren Export. Die Produktion von integrierten Schaltkreisen soll von 50 Millionen Stück (1985) auf 400 Millionen im Jahr 1990 anwachsen. Allein in den vergangenen fünf Jahren hat die Industrie dafür 30 neue Fertigungsstätten errichtet. In der Pekinger Halbleiterfabrik Nummer eins konnte ich mich davon überzeugen, daß diese Vorhaben realistisch sind. Gegenwärtig entsteht zudem ein großes Zentrum für Mikroelektronik in Shanghai. Es soll sich auf die Entwicklung von Computern, integrierten Schaltkreisen, Lichtleitern und der Lasertechnik spezialisieren.

Bei Ihrem Besuch haben Sie sich in Gesprächen auch über die Forschungsaufgaben der Akademie-Institute informiert. Welchen Eindruck gewannen Sie? Vielleicht können Sie auch an konkreten Beispielen die Leistungsfähigkeit chinesischer Wissenschaft und Technik belegen?

Mit der schon skizzierten Forschungstechnik und den anspruchsvollen Projekten ist China ein ernstzunehmender Partner in der Automatisierungstechnik. Bei einer Vielzahl von Instituten, mit jeweils um die 500 Mitarbeiter, sind die Potenzen beträchtlich. Es überwog noch ein theoretisches Herangehen mit konkreten Projekten für die Zukunft. Nur in einigen Fällen führte man uns Forschungsergebnisse der Institute vor, die in die Praxis überführt werden. Das wohl markanteste Beispiel für eine chinesische Spitzenleistung in Wissenschaft, Technik und Technologien ist der erfolgreiche Bau und Einsatz der Trägerraketen „Langer Marsch". Damit ist China eines der wenigen Länder, neben der UdSSR, den USA und Westeuropa, das in der Lage ist, Satelliten mit hoher Zuverlässigkeit in eine geostationäre Umlaufbahn zu befördern. Verschiedene westliche Nachrichtengesellschaften bemühen sich, über den chinesischen Weltraumbahnhof in der Nähe von Tschengtu ihre Satelliten in den Orbit zu starten.

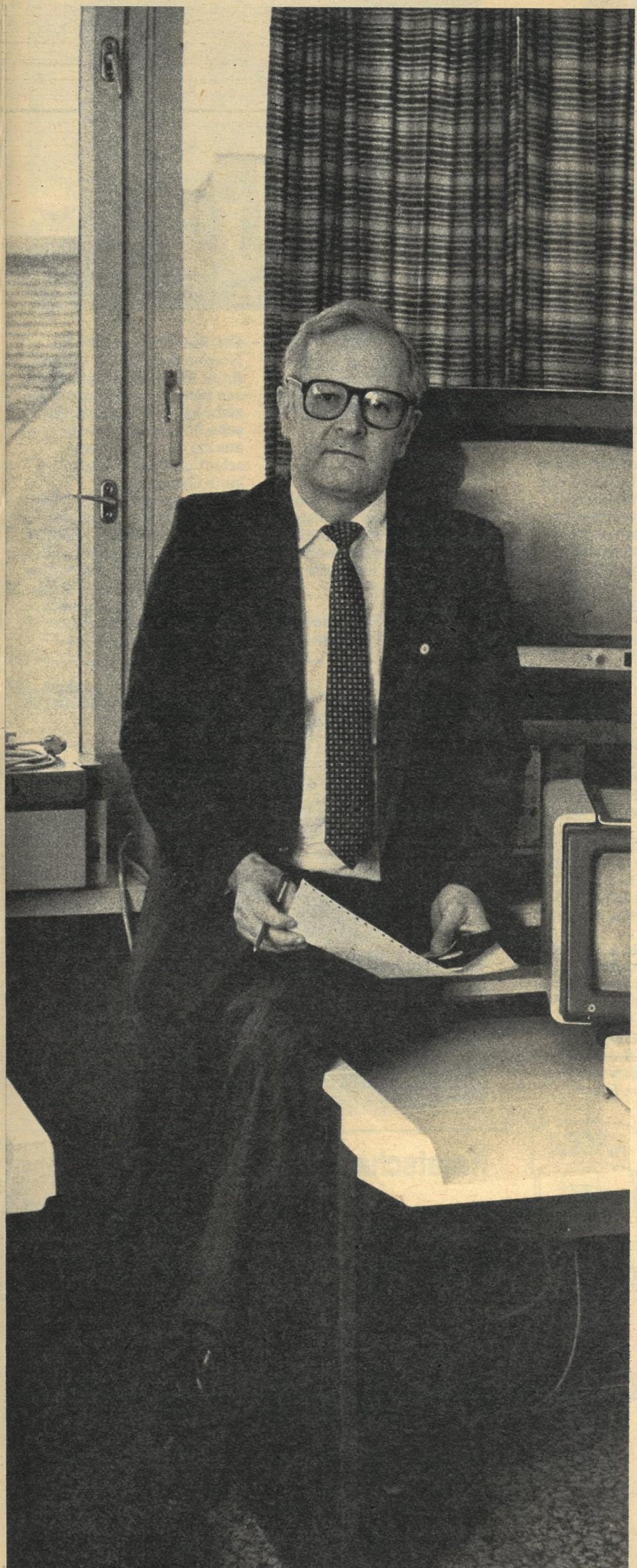
China versteht sich als Entwicklungsland und hat sicher mit dem Einsatz von Computern ganz spezifische Probleme zu lösen. Welche Schwierigkeiten bereitet dabei zum Beispiel die Textverarbeitung der chinesischen Zeichensprache?

Wir besuchten während unseres Aufenthalts eine Tagung, die Fragen der Regelungstechnik und Technologie für Entwicklungsländer behandelte. Schwerpunkte waren die Modellierung und Steuerung von Prozessen in der Industrie, Landwirtschaft und Ökonomie. Von großer Bedeutung für viele dieser Länder ist auch der optimale Umgang mit den Wasser- und Energie-Ressourcen und der weiteren Urbanisierung. Die Entwicklungsländer und insbesondere die VR China haben erkannt, daß

Professor Dr. sc. techn. Hans Fuchs, stellvertretender Direktor des Akademie-Zentralinstituts für Kybernetik und Informationsprozesse in Berlin, studierte Regelungstechnik an der Technischen Hochschule Ilmenau. Er erhielt 1978 den Goethe-Preis für Wissenschaft und Technik der Stadt Berlin. Sein Arbeitsgebiet ist die Automatisierungstechnik, die er als Integrationsfaktor der Spitzentechnologien für deren Einsatz in der Volkswirtschaft versteht. Zu diesem Themenkreis legte er 70 Veröffentlichungen vor. Professor Fuchs ist zudem stellvertretender Vorsitzender der wissenschaftlichen Gesellschaft für Meß- und Automatisierungstechnik (WGMA) in der Kammer der Technik. Unlängst kehrte er von einer Studienreise aus China zurück, die Anlaß zu unserem Interview gab.

Auf ein Wort, Herr

„Langer Marsch“ in den Kosmos



ihr ökonomischer Fortschritt auch vom sinnvollen, schrittweisen Einsatz der Computer zur Automatisierung der unterschiedlichen Prozesse in der Gesellschaft abhängt.
Den chinesischen Plänen zum massenhaften Einsatz von Computern steht allerdings auch ein großes Handikap im Wege: die chinesischen Schriftzeichen. So beschäftigen sich gleich mehrere Institute mit der Darstellung dieser Zeichen auf dem Bildschirm und deren Ein- und Ausgabe. Die Lösung dieses Problems ist eine Voraussetzung für den breiten Einsatz der Computer in China. Ich habe Projekte gesehen, bei denen man etwa 3000 Zeichen, die der Mindestvorrat für eine Verständigung sind, nach gewissen Gemeinsamkeiten in farbigen Tableaus anordnete und mit einem Stift relativ schnell Zeichen eingeben konnte. Das Problem erkennt man, wenn man bedenkt, daß das Xangxi-Wörterbuch der Han-Schrift 47 000 Zeichen enthält.

Die Japaner haben doch aber sicher ähnliche Probleme mit ihren aus dem Chinesischen stammenden Schriftzeichen. Kann man dort erarbeitete Lösungen nicht auch auf die chinesischen Aufgabenstellungen übertragen?

Nicht ohne weiteres. Zunächst ist die englische Sprache in Japan verbreiteter als in China und hat sich in der Informatik durchgesetzt. Zum anderen verfügt die japanische Sprache neben den Bildzeichen über Zwei-Silben-Schriften von etwa 56 Zeichen. Sie kann man mit geringerem Aufwand in den Computer eingeben und eine Verständigung in Sachfragen erzielen. Für die Literatur allerdings benötigen die Japaner ebenfalls ihre Bildzeichen.

Wir berühren damit Fragen der Sprachausbildung in China und der Qualifizierung der Wissenschaftler in diesem Land. Welche Erkenntnisse haben Sie in dieser Hinsicht auf Ihrer Reise gewinnen können?

Uns fiel auf, daß man sich in China sehr um eine intensive Fremdsprachenausbildung, insbesondere um das Englische bemüht. Mit den meisten Wissenschaftlern unseres Fachgebiets konnten wir uns gut in englisch verständigen. Die chinesische Akademie sendet viele Kader ins Ausland, damit sie dort den Stand der Technik kennenlernen, Kontakte anknüpfen und ihre Sprachkenntnisse verbessern. Andererseits lädt sie Wissenschaftler zu Gastvorlesungen und Seminaren nach China ein und ermöglicht so auch großen Kreisen Kontakte zu profilierten ausländischen Forschern. Immer häufiger finden solche Wissenschaftleraustausche jetzt auch wieder mit sozialistischen Ländern statt. Die Präsidenten unserer beiden Akademien besuchten im vergangenen Jahr das Partnerland, und chinesische Wissenschaftler waren schon mehrfach in unserem Institut zu Gast.

Dem Kennenlernen folgt in der Wissenschaft meist die Kooperation zum gegenseitigen Nutzen. Können Sie uns da schon etwas sagen?

Lassen Sie mich zwei Beispiele nennen. Unser Institut hat recht erfolgreich Software für die Systemanalyse entwickelt. Sie kommt bei uns zum Beispiel für die Optimierung der Wasser-, Nährstoff- und Insektizidzuführung in der Landwirtschaft zum Einsatz. Die chinesischen Kollegen wollen jetzt diese Erfahrungen nutzen, um ein ökologisch-ökonomisches Modell für den Großraum Peking–Tianjin zu erarbeiten. Es soll letztendlich Entscheidungshilfen für die Planung von Industrie- und Wohnungsstandorten sowie für die Verkehrsführung geben, so zum Beispiel um die Auswirkungen der Umleitung eines Flusses zu erfassen und die Schadstoffausbreitung zu berücksichtigen. Ein anderes Vorhaben betrifft das nationale Roboterzentrum, das im Frühjahr 1988 in Shenyang eröffnet wird. Es ist geplant, hier sowohl wissenschaftliche Grundlagenforschung zu betreiben als auch Pilotlösungen zu erarbeiten. Gerade bei Robotern für Spezialaufgaben, so für den Unterwassereinsatz, haben die chinesischen Kollegen schon hervorragende Ergebnisse erzielt. Sicher können wir da auch von ihnen Erfahrungen übernehmen.
Die chinesische Rakete „Langer Marsch 3“ transportiert demnächst kommerziell Satelliten in den Orbit. Vom Vormarsch chinesischer Computer, Roboter und vielleicht auch Unterhaltungselektronik wird in Zukunft sicher auch in Europa des öfteren zu sprechen sein.

Das Gespräch mit Professor Hans Fuchs führte Utz Hoffmann.

Foto: Detlev Steinberg

Professor!

RUSSISCH
OHNE SCHULBANK

Rubel, Rubel, du mußt wandern...

Wer ins Ausland fährt, möchte seinen Lieben daheim etwas Hübsches und für das Besuchsland Typisches mitbringen. Diesen Wunsch wird jeder verspüren, gleich, ob er **Tourist** – **турист** (turíßt) –, **Urlauber** – **отдыхающий** (adychájuschi) –, **Studienreisender** – **стажёр** (ßtashór) –, **Student** – **студент** (ßtudjánt) – ist oder aber sich **auf Dienstreise** – **в командировке** (fkamandjirófkje) – befindet. Sie alle verwandeln sich in **Käufer** – **покупатели** (pakupátjili). Um ein Souvenir – **сувенир** (ßuwinír) – zu erwerben, braucht man sich gegenüber heimischen Kaufgewohnheiten nicht wesentlich umzustellen. Vielleicht sollten Sie nur wissen, daß man einen etwas anderen Maßstab anlegen muß, um zu bestimmen, wann ein Laden „voll" ist; durch die Moskauer Innenstadt beispielsweise bewegt sich tagtäglich etwa **eine Million „Zugereiste"** – **один миллион приезжих** (adjín millión prijáshych), und dementsprechend ist die Fülle – **толпа** (tałpá) – **auf den Bürgersteigen** – **на тротуарах** (na tratuárach) –, ist der Andrang **in den Geschäften** – **в магазинах** (wmagasínach) –, **im Kaufhaus** – **в универмаге** (wuniwirmágje) –, **in der Kaufhalle** – **в универсаме** (wuniwirßámje) – und **auf dem Markt** – **на рынке** (na rýnkje); hie und da bemerken Sie auch wohl eine **Schlange** von Wartenden, die hier **очередь** (ótschiridj) – **Reihe** – heißt. Was das Wort **рынок** (rýnok) – **Markt** – angeht, so können Sie es wirklich nur gebrauchen, wenn Sie das Handelsgeschehen unter freiem Himmel meinen. Führen Sie einen sowjetischen Gast durch Ihre Stadt und präsentieren ihm stolz den „Markt", worunter Sie natürlich den „Marktplatz" verstehen – **„Это наш рынок!"** (Äto nasch rýnok) – **„Das ist unser Markt!" –**, dann wird Ihr Gast verständnislos nach den Ständen und dem dazugehörigen Treiben Ausschau halten. Sie hätten sagen müssen: **„Это наша рыночная площадь!"** (... rýnotschnaja płóschtschidj). **На рынке** finden Sie in der Sowjetunion viele landwirtschaftliche und gärtnerische Erzeugnisse individueller Produktion aus verschiedenen Gegenden des Landes. Doch zurück zum **универсам**. Dies ist die Abkürzung für **универсальный магазин самообслуживания** (uniwirßálny magasín ßamaapßtúshywanija), also eine große Verkaufseinrichtung mit **Selbstbedienung**, meist für **Lebensmittel** – **продукты** (pradúkty) – und **Waren des täglichen Bedarfs** – **бытовые товары** (bytawýje tawáry). Der Souvenirsucher wird dort wohl nicht fündig werden, vielleicht aber im **Kinderkaufhaus „Детский мир"** (Djátski mir) – „Welt des Kindes" –, im **ГУМ** (GUM) oder im **ЦУМ** (ZUM), was die Abkürzungen für zwei große Kaufhäuser in Moskau sind. Wenn Sie auch die Bedeutungen all der Schilder an den Ständen nicht ergründen können – Sie sehen ja, was da verkauft wird! Und notfalls tut es auch der Zeigefinger. Der Kauflustige braucht nur zwei Wendungen: **„Покажите мне, пожалуйста, вот эту вещь!"** (Pakashýtje mnjä, pashályßta, wot átu wjeschtsch) – **„Zeigen Sie mir bitte das da (diese Sache)!" – und „Сколько это стоит?"** (ßkólko áto ßtóit?) – **„Wieviel kostet das?"**–, falls es nicht ohnehin dransteht: **ц. 5 р. 20 к. = цена: пять рублей двадцать копеек** (zyná: pjatj rubléj dwázytj kapjéjik) – **Preis: 5 Rubel 20.** Wir können unseren Touristen also getrost auf seinen Entdeckungsreisen alleinlassen und wenden uns dem Reisenden zu, der sich in der Fremde selbst versorgen muß und richtig einkaufen geht. Nicht überall herrscht Selbstbedienung, gibt es abgepackte Waren; in anderen Geschäften steht ihm ein ungewohntes Gedächtnistraining bevor: Hier muß man sich zunächst über das Angebot informieren, auswählen und **an der Kasse – в кассе** (fkáße) – seine Wünsche ansagen, etwa: **триста грамм сыру** (trjíßta gram býru) – **300 g Schnittkäse** –, **полкило колбасы** (połkiló kałbaßý) – **ein Pfund Wurst**, usw. Nachdem der Kunde alle Waren und Mengen genannt hat, händigt ihm die **Kassiererin** – **кассир** (kaßír) – einen **Kassenzettel** – **чек** (tschäk) aus, worauf die Posten (Preise) verzeichnet sind, und er bezahlt. Den abgestempelten Bon weist er an den einzelnen Verkaufstischen vor und nennt die Waren noch einmal, vorausgesetzt, er hat sich den ganzen Ablauf gemerkt. Denn auf dem Zettel stehen nur Zahlen! Der Ausländer staunt immer wieder, wie perfekt die Einheimischen diese Zahlenakrobatik beherrschen, doch bald hat auch er sich an das System gewöhnt und kauft nicht nur am Genußmittelstand ein, wo ein Schild verkündet: **Деньги получает продавец** (Djén-gi połutschájit pradawjáz) – Das Geld bekommt die Verkäuferin, im Sinne von: **Es wird sofort** (am Stand) **kassiert.**

Hella Rymarowicz

Mit diesem Einkaufsbummel beenden wir vorläufig unsere Folge „Russisch ohne Schulbank". Gern würden wir Ihre Meinung dazu erfahren, liebe Leser!

Sie fragen wir antworten

Heute Nordische Impressionen

Schon öfter hörte ich von Karelien. Auf der Landkarte habe ich es gefunden. Könnten Sie mir einen näheren Eindruck über die Landschaft vermitteln?

Peter Loewe, Karl-Marx-Stadt

Die Karelische ASSR im Norden der RSFSR übt mit ihren klaren Seen und Flüssen eine immer stärkere Anziehungskraft auf sowjetische Erholungsuchende aus als die bunte Landschaft und das fröhlich-laute Getümmel der Schwarzmeerkurorte. Vielleicht erklärt sich das aus dem wachsenden Bedürfnis vieler Menschen aus Großstädten und Industriegegenden, die ruhige Natur nördlicher Breiten zu genießen. Bei der steigenden Touristenzahl in Karelien ge-

Leserfoto

Zunftzeichen im ungarischen Szendendre, das mir dort auffiel und gefiel.

G. Hedderich, Greifswald

Karatschaier & Tscherkessen

Gerade war Heft 8/87 der FREIEN WELT erschienen, da klingelte in unserer Redaktion schon das Telefon. ***Franz Weger aus Berlin*** **war enttäuscht über die wenigen Sprichwörter.**

Lieber Herr Weger, bis jetzt sind weder Sprichwörter der Karatschaier noch der Tscherkessen in russischer Sprache erschienen. Ethnographen des Instituts für Sprachen, Literatur und Geschichte in Tscherkessk waren so freundlich, uns einige ins Russische zu übersetzen. Hier als Nachtrag noch diese karatschaiischen Sprichwörter: Wer mit sieben Jahren nicht erwachsen ist, bleibt auch mit vierzig ein Kind / Eine gute Frau ersetzt dem Mann die Flügel / Ohne Arbeit keine Rast. Und diese tscherkessischen Sprichwörter: Treib das Pferd nicht mit der Peitsche, treib es mit Futter an / Für den Faulen ist ein Tag endlos / Was dir deine Mutter reicht, schmeckt immer süß.

Bitten denken Sie an den

winnt der Naturschutz zunehmend an Bedeutung. In den dichten Wäldern wachsen vor allem Kiefer, Tanne, Fichte, Birke und Erle. Bis zur vollen Reife braucht das Laubholz 60 bis 80 Jahre und Nadelbäume sogar 100 Jahre. Der Wald sollte also kein Tummelplatz zum Austoben werden. Deshalb dienen für Spiel und Sport die Waldparks. Besonders von Familien mit Kindern werden sie gern besucht. Auf phantasievoll gestalteten Spielplätzen finden sie viele Anregungen. Unsere Fotos zeigen ein hölzernes Schiff am Isumrudnoje-See „in voller Fahrt" und den stillen Mednoje-See auf der karelischen Landenge.

TASS

In Bildern reden

Liebe Leser der FREIEN WELT! Einen Gruß aus Abchasien, diesem wunderbaren Erdenfleck: heiße Sonne, warmes Meer und schneebedeckte Berggipfel. Nicht umsonst heißt Abchasien bei uns Apsny – Land der Seele. Ich möchte Ihnen einen Landsmann vorstellen, Wladimir Kaslandsija – Leiter des Lehrstuhls für Fremdsprachen an der Maxim-Gorki-Universität in Suchumi. Er ist Germanist. Sein Wunsch war es, einmal Goethe, Schiller und Heine im Original lesen zu können. Nun hat er gerade eine große wissenschaftliche Arbeit abgeschlossen: das „Deutsch-abchasische phraseologische Wörterbuch".

Es ist der erste Versuch der Zusammenstellung eines solchen Werkes. Da beide Sprachen zwei völlig verschiedenen Sprachfamilien angehören, war es keine leichte Aufgabe, analoge Äquivalente für den größten Teil der phraseologischen Einheiten zu finden. Zu seinen weiteren Plänen gehören ein Deutsch-abchasisches Sprichwörterbuch und Übersetzungen deutscher Volksmärchen in die abchasische Sprache. Das entwickelt und bereichert die Möglichkeiten der Deutsch lernenden Schüler und Studenten, deren Interesse dafür von Jahr zu Jahr zunimmt.

Semjon Apt, Suchumi

Einsendeschluß des Völkerschaftspreisrätsels am 15. Mai 1987 (Datum des Poststempels). Gisela Reller

Preisfrage

Heft 9/87

Was leuchtet wie Glühwürmchen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1×50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 11/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 6. Mai 1987. Auflösung von Heft 7/87: Rudolf Virchow. Wir gratulieren Waldtraut Niesel, Löbau

Berliner Aufbau-Bär

Der Überblick über Berlin-Motive im Markenbild („Briefmarken-Galerie", FW 4/87) regte mich an, diese Serien erneut zu betrachten – denn es sind ja nicht nur die Ausgaben zur 750-Jahr-Feier. Die sogenannte Bären-Ausgabe aus dem Jahre 1945 gilt auch heute noch als eine Serie, die trotz der gewaltigen Trümmerwüste Optimismus ausstrahlte. Ich bin zwar kein Sammler, jedoch hebe ich mir diese Marken zur Erinnerung auf. Der Berliner Bär – unser Wappentier – begegnete mir damals als eifriger „Aufbauhelfer" mit Spaten, Ziegelstein und schließlich mit einem Holzbalken.

Martin Schmidt, Berlin

Mehrere Leser erinnerten an diese Bären-Ausgabe, die damals für Berlin und innerhalb der Oberpostdirektion Potsdam ausgegeben wurde. Wer diese Bären-Marken auf Karten oder Briefen besitzt, sollte sie nicht ablösen, sondern das Ganzstück behalten. Oft kann der Stempel oder das ersichtliche Stempeldatum etwas gesellschaftlich Interessantes aussagen. Außerdem weist der DDR-UNIVERSAL-Briefmarkenkatalog zum Teil sehr hohe Notierungen für Ganzstücke aus. Der Berliner Bär mit dem Ziegelstein (unsere Abb.) ist als Einzelmarke für Pfennige zu erwerben. Auf Karte oder Brief notiert jedoch der Katalog dafür 40 M Katalog-Wert, für diese Marke als Einzelfrankatur aus der zweiten Ausgabe (Dezember 1945) jedoch 1000 M Katalog-Wert.

Henri Hamann

Interessiert nicht mehr?

Ich möchte auf das Porträt des von mir sehr geschätzten Autors Daniil Granin (FW 3/87) zurückkommen, das ich damals mit großer Freude meiner Büchersammlung einverleibte. Kürzlich las ich seine Novelle „Die Spur ist sichtbar noch". Nicht nur die darin geschilderten Menschenschicksale berührten mich, sondern auch die Meinungen zu den Nachkriegsgenerationen. Das sind Erfahrungen, die wir älteren Menschen nicht selten machen müssen: „... ich spürte, daß Tochter und Schwiegersohn all das nicht berührte. Es war nicht ihre Epoche. Einzelheiten, die mich tief bewegten, fanden sie sterbenslangweilig ... Meine Kriegserinnerungen interessierten sie längst nicht mehr. Wie lange wollte ich das alles auch aufwärmen!" Gibt es nicht ähnliches auch bei uns, wenn man mit jüngeren Menschen über Probleme des Aufbaus spricht? Es geht doch aber nicht darum, sich selbst oder seine eigene Generation interessant zu machen, sondern darum, aus der Vergangenheit zu lernen. Ich wünsche Daniil Granin noch viele Jahre des Schaffens in seinem geliebten Leningrad!

Oskar Kunath, Hohenstein-Ernstthal

Lilien in der Taiga

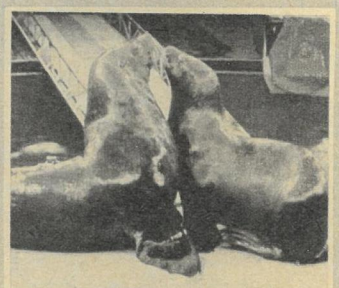
Während einer Reise in den Fernen Osten fuhr ich mit der Transsibirischen Eisenbahn („Die bequemen Entdecker", FW 24/87) von Chabarowsk nach Irkutsk, das sind 3360 Kilometer. Stunde um Stunde ging es am Rande der Taiga entlang. Die vorgelagerten Wiesen zeigten einen Blumenflor, wie er nicht schöner sein konnte. Lilien in allen Farben, Blumen anderer Arten – ein Botaniker hätte sein Herz festhalten müssen. So fuhren wir 54 Stunden. Menschen sahen wir nur auf Bahnhöfen, oder, wenn mal eine Siedlung auftauchte, so konnten wir sie an einer Hand abzählen. Der letzte Teil der Fahrt ging am Baikalsee entlang. Vor unseren Augen der See, im Rücken ein Gebirge, hinter dem die Mongolische Volksrepublik liegt.

Susanne Hantzsch, Dresden

Die Neuen Kammern

Vor vielen Jahren hatte ich selbst Gelegenheit, mir die Anlagen von Sanssouci anzusehen („Wunder von Sanssouci", FW 5/87). Es ist sehr schön, zu erfahren, mit welcher Mühe und Geduld in jahrelanger Arbeit solche Kostbarkeiten restauriert werden. Und Potsdam ist nur ein Beispiel von vielen!

Lotte Lust, Stralsund



Ich robbe, du robbst

Wie ein Foto-Text in Ihrem Beitrag „Vier Tonnen See-Elefant" (FW 7/87) mir erläutert, heißt diese Körperhaltung „Kampf". Meine Aufnahme machte ich im Zirkus in Moskau – und hielt es für Liebe ...

Axel Klöhn, Greifswald

Tatsächlich – Robbenjüngling und Robbenjungfrau!

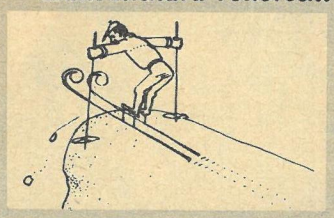
Beim alten bleiben

Nach der Lektüre des Beitrages „Im Gleichschritt, marsch!" (FW 7/87) möchte ich fragen, ob der Schlittschuhschritt auch einem Sonntags-Skifahrer wie mir zu empfehlen ist.

Wolfgang Berger, Erfurt

Sie können es probieren, werden aber feststellen, daß Sie zum Beispiel im tiefverschneiten Wald (bei Neuschnee sowieso) und auf Anstiegen langsamer sind als im Diagonalschritt. Es ist ja auch so, daß die wettkampfmäßigen „Skater" ganz anders ausgerüstet sind. Sie laufen mit im Schnitt 20 Zentimeter kürzeren Skiern, die überdies nur sehr zart (zuweilen auch gar nicht) gewachst sind und eine verstärkte Gleitkante aufweisen. Dafür sind die Stöcke länger. Sie reichen bis Augenhöhe. Auch tragen die „Skater" Laufschuhe bis an die Waden und haben mit dem Absatz weit geringeren Spielraum nach oben als beim Diagonalschritt. Schließlich wird ein Hobby-Skifahrer an einem Anstieg ohne Haftwachs nicht auskommen. Er wird immer wieder nach hinten wegrutschen, denn das Gleiten im Schlittschuhschritt am Berg ist im Gegensatz zum Grätenschritt technisch und physisch sehr anspruchsvoll.

Hans Richard Vollbrecht



Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Foto: J. Belinski/TASS (2), Detlev Steinberg; Zeichnungen: Detlev Schüler; Vignette: Martin Kotsch

Porträt des
Arzt-Schriftstellers
Juri Schtscherbak
von Helmut Zemke (Text)
und Volkmar Billeb (Bild)

Epidemi

Poet und ologe

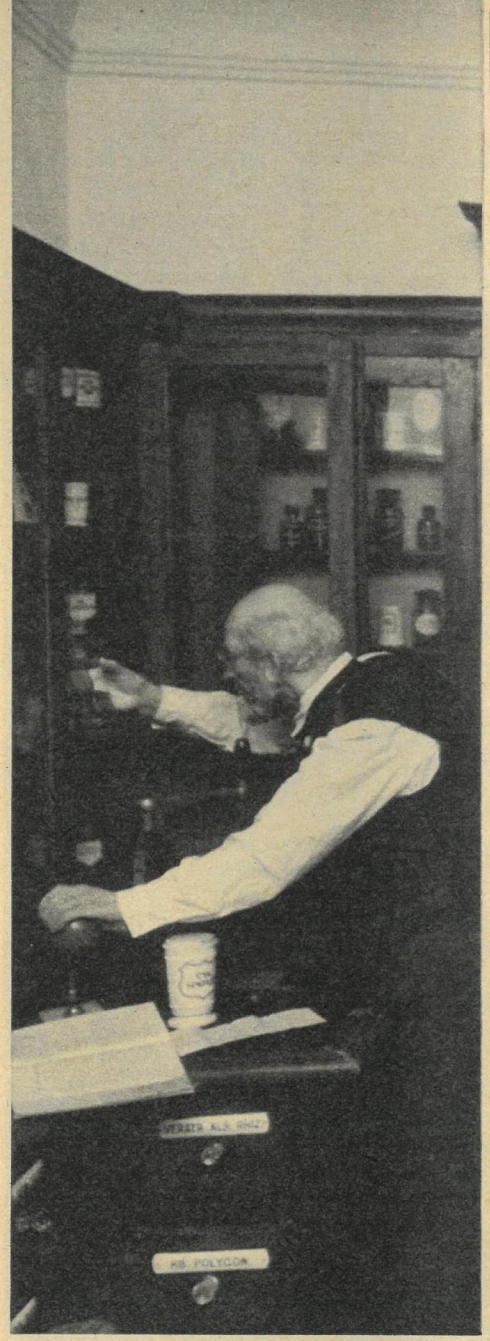
Der ukrainische Erzähler Juri Schtscherbak ist mit seinen zumeist im Arztmilieu angesiedelten Geschichten in der DDR kein Unbekannter mehr. FREIE WELT besuchte ihn im vorigen Jahr in Kiew. Nach dem Unglück in Tschernobyl war der Doktor der Medizin Schtscherbak als Mitglied einer Spezialistengruppe im Gefahrengebiet tätig. Seine Gedanken über das Erlebte schrieb er über die folgenden Wochen und Monate hinweg in aufwühlenden und nachdenkenswerten Berichten nieder.

An einem ungewöhnlich warmen Apriltag des vergangenen Jahres saßen wir in Juri Mykolajowytschs Wohnung auf dem Kreschtschatik zusammen. Die Fenster sind weit geöffnet. Von der Höhe des Balkons herab blicken wir in die tiefe Schlucht jener berühmten Straße, die, einst von den Faschisten bis zum Grunde zerstört, Symbol für den Widerstandsgeist und den Aufbauwillen ihrer Bewohner wurde. Ein Hauch von Grün verkündet den nahen Frühling und bestätigt die Vorhersage des Hausherrn, daß die Nacht zum sechzehnten April die Nacht ist, in der die Blätter geboren werden.

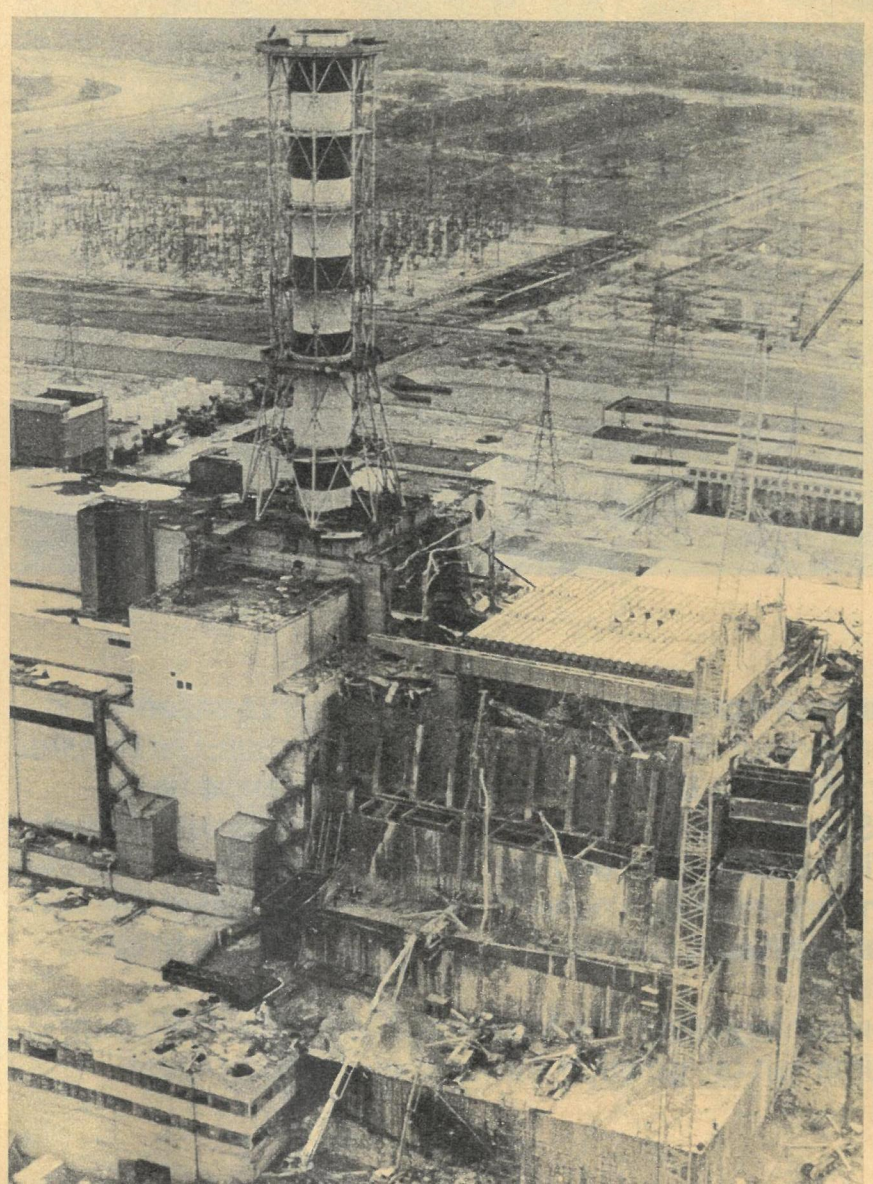
Juri Mykolajowytschs Vater war Ingenieur, die Mutter Schauspielerin. Wissenschaft und Kunst also bestimmten die geistige Atmosphäre im Elternhaus.

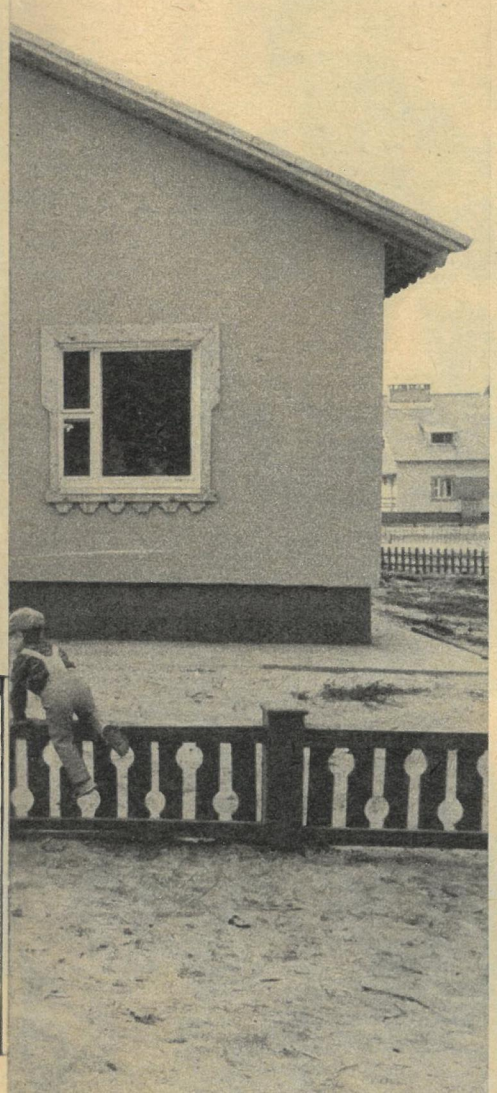
Poet und Epidemiologe

Im Oktober 1934, nur wenige Tage vor seiner Geburt, verübten von der Gestapo gedungene Mörder im fernen Marseille ein Attentat auf den serbischen König Alexander und den französischen Außenminister Barthou. Dieses Ereignis, obwohl ohne jeden Zusammenhang mit seinem Eintritt ins Leben, betrachtet der Schriftsteller, dreißig Jahre später in einem Dokumentarfilm nacherlebt, als Omen. „Ich war noch gar nicht richtig auf der Welt", läßt er sein zweites Ich in seinem Roman „Barrieren der Unverträglichkeit" sagen, „da wurde schon auf mich geschossen."
Juri erlebt als Siebenjähriger die Evakuierung, Jahre später die Rückkehr in die verwüstete Stadt. Früher als seine Neigung zu den Naturwissenschaften keimt in ihm die Liebe zur Literatur. Der Maler-Poet und Nationaldichter Taras Schewtschenko, die revolutionäre Lyrikerin und Bühnendichterin Lesja Ukrainka, Maxim Gorki, Lew Tolstoi und nicht zuletzt Anton Tschechow sind seine literarischen Vorbilder. Fünfzehn Jahre alt, bezieht Juri eine medizinische Fachschule, dann das Kiewer Institut für Medizin. Da beobachtet und fabuliert er schon, man bescheinigt ihm einen treffsicheren Blick für Situationen und Charaktere. Er vergräbt sich in die Wunder der Physiologie. Den Physiologen V. P. Obraszow, den Chirurgen N. I. Pirogow, den Begründer der sowjetischen Epidemiologie D. K. Sabolotny, bedeutende Pioniere der ukrainischen und russischen Medizingeschichte, zählt er zu seinen Lehrern. Besonders Sabolotny – das ist ein Mann nach seinem Geschmack, kämpfte dieser doch nicht nur für den Fortschritt in der Medizin, sondern auch in der Gesellschaft. Der Revolutionär von 1905, politisch Verbannter, ging nach Asien, um die Pest auszurotten. Für den angehenden Arzt Schtscherbak ist das ein nachahmenswertes Abenteuer. Auch ihn nimmt die geheimnisvolle Welt der Mikroorganismen gefangen. Vierundzwanzigjährig verteidigt er seine Kandidaten-Dissertation über die Brucellose, eine Gruppe von infektiösen Erkrankungen, die durch Tiere auch auf den Menschen übertragen werden können. Die Zeit, die er nicht am Mikroskop oder im Labor verbringt, gehört indes der Literatur. Er schreibt Skizzen, Feuilletons, Literaturkritiken und Erzählungen. Als er seine Doktordissertation abliefert, ist er bereits doppelt so alt, achtundvierzig, und Autor eines beachtlich umfangreichen, anspruchsvollen literarischen Werkes. Sein Roman „Barrieren der Unverträglichkeit" wird in mehrere Sprachen übersetzt, unter anderem auch ins Deutsche, seine Erzählungen, Filmszenarien und Theaterstücke sind Gegenstand einer permanenten Leser- und Kritikerdiskussion.
Bis zu diesem frühlingshaften Apriltag des Jahres 86 diente Juri Schtscherbak gleichzeitig zwei Herren – dem Äskulap am Kiewer Institut für Epidemiologie und Infektionskrankheiten, dem Pegasus in seiner Schriftstellerwerkstatt am Kreschtschatik. Juri Mykolajowytsch hätte in diesem zwiegeteilten lebensvollen Alltag fortfahren können, im Institut zu arbeiten und Geschichten zu schreiben. Doch plötzlich hatte ein großer Schmerz sein und seiner Mitmenschen Dasein berührt, das Gewohnte in Frage gestellt. Was war geschehen? Elf Tage nur nach unserem friedlichen Zusammensein, wir waren längst wieder in Berlin, ereignete sich das Unglück von Tschernobyl. Schtscherbak gehörte zu den ersten, die an den Ort der Katastrophe eilten, um zu helfen – als Arzt. Das ihn aufwühlende Erlebnis fand seinen Niederschlag in für die „Literaturnaja Gaseta" geschriebenen Berichten. Einer war mit der Überschrift „Schmerz und Mut" versehen.
„Die Abenddämmerung senkte sich über Kiew. Über der Metrostation ‚Lewobereshnaja' stand dunkel die Silhouette des unvollendeten Hotelhochhauses. Ein Zug näherte sich in schneller



Juri Schtscherbak im originalgetreu nachgebildeten Interieur einer russischen Apotheke des frühen 19. Jahrhunderts, ausgestellt im einzigartigen Medizinhistorischen Museum von Kiew (rechtes Bild). Im Haus Nr. 18 einer neuerbauten Siedlung des Rayons Shlobinsk in der Belorussischen SSR hat die aus dem Gefahrengebiet von Tschernobyl evakuierte Familie Skorochod ihr neues Heim gefunden (Bild unten rechts). Der „Sarkophag" des zerstörten 4. Reaktorblocks des Kernkraftwerkes Tschernobyl ist eine komplizierte ingenieurtechnische Anlage zum Schutz vor Radioaktivität. Die Aufnahme stammt vom Oktober 1986, inzwischen wurden die Montagearbeiten abgeschlossen (Bild unten links).





Fahrt der Brücke über den Dnepr, verschwand im Hügelmassiv und donnerte dem Kreschtschatik entgegen. Verliebte Pärchen schlenderten die Uferpromenade entlang, die Menschen kehrten in ihre Häuser zurück – und all diese einfachen, uns gewöhnlich nicht berührenden Bilder des Lebens der Millionenstadt wühlten mich plötzlich bis in die Tiefe meiner Seele auf, als wäre mir die Erleuchtung, die Erkenntnis eines bestimmten, sehr wesentlichen Bewußtseinssprunges gekommen. Der friedliche Abend war für mich schmerzlich schön, als hätte ich mich vordem für immer von Frühling und Stadt verabschiedet. Unbekannte Menschen waren mir auf einmal nahe, der Alltag von Kiew zeigte sich mir in neuem Licht. Am Tage aber, vor nur wenigen Stunden war ich noch in Tschernobyl, erschien mir vieles von dem, was sich uns gestern noch als normal darstellte oder was wir einfach nicht bemerkten, kleinlich, eitel und manchmal abstoßend. Umgekehrt aber gewannen so dauerhafte Begriffe wie Pflicht, Verantwortung und menschliche Anständigkeit besondere Bedeutung.

In Tschernobyl hatte ich gleichsam einen Blick in die seltsame, unglaubliche Welt hinter dem Spiegel geworfen, gefärbt von den unsichtbaren und darum noch unheilvolleren Tönen erhöhter Radioaktivität. Ich hatte gesehen, was man sich selbst in den phantasievollsten Träumen nur schwer vorstellen kann."

Die Phantasie des Schreibers dieser Zeilen war vor dem verhängnisvollen 26. April ausgefüllt mit den Erscheinungen und Gestalten eines normalen Lebens, in dem Großes und Kleines, Schönes neben Häßlichem existiert. Unser ruhevolles Gespräch damals weckte Erinnerungen an ein Leben mit Erfolgen und täglicher Kärrnerarbeit, mit kühnen Plänen und dem Bewältigen der notwendigen Aufgaben. Jung und voller Unternehmergeist rückte einst der Kandidat der medizinischen Wissenschaften der Cholera auf den Pelz, getreu seinem Vorbild Sabolotny zog er zweimal gegen sie zu Felde und erhielt dafür den Rotbannerorden. In den siebziger Jahren fuhr er über die Dörfer, dem Tollwut-Virus erklärte er den Krieg. Seinen Doktorgrad verdankt er seiner Dissertation über diesen gefährlichen Feind. Ich habe noch im Ohr, mit welcher Überzeugung Juri Mykolajowytsch über seinen damals fast fertigen neuen Roman „Ausbruch" sprach, der vom Kampf eines Arztes gegen eine solche Epidemie erzählt. Das Kleinste mißt da seine verheerenden Energien mit der Widerstandskraft des Menschen. Wird es ihn bezwingen, wie es die großen Epidemien der Vergangenheit taten? Die Pest, das Fleckfieber, der Typhus, die Cholera? Werden die Kokken, Bazillen und Spirillen, die todbringenden Bakterien endlich aufhören, eine Geißel der Menschheit zu sein? Doch was sind alle Gefahren dieser tödlichen Mikrowelt gegen den unsichtbaren, schleichenden Atomtod? Epidemien kommen und gehen, der Mensch wehrt sich immer erfolgreicher gegen sie. Die Epidemiologen und Bakteriologen setzen immer wirkungsvoller ihre Kontertruppen in Marsch. Wie aber wappnet man sich gegen den „Ausbruch" eines nuklearen Vulkans?

„Der Art meiner ärztlichen Tätigkeit entsprechend", schreibt Schtscherbak, „hatte ich Gelegenheit, an der Liquidierung von ausbrechenden Choleraherden und anderer Epidemien mitzuwirken. Und darum kam mir vieles anfangs bekannt vor, als ich mit einer Spezialistengruppe des Ministeriums für Gesundheitswesen der Ukrainischen SSR in den Polessker und Iwankowsker Rayon, die unmittelbar an die Dreißigkilometerzone erhöhter Gefährdung anschließen, fuhr. Die ungewöhnlich große Zahl an medizinischem Personal, unter dem viele Auswärtige waren; Höfe, vollgestopft mit Sanitätskraftwagen, Kennzeichen aus der ganzen Ukraine an den Fahrzeugen; Sprechzimmer der Chefärzte, die eher an Stabsquartiere der Armee erinnerten – die gleiche Biwakatmosphäre. Karten und Schemata, über die sich Ärzte beugten, ununterbrochene Telefonate, Tausende großer und kleiner Angelegenheiten, die unverzüglich erledigt werden mußten... Das alles kannte ich, und gleichzeitig war alles neu, ungewöhnlich, erstmalig. In diesen Tagen taten wir einen Schritt über die Grenze zweier Epochen, der vor der Atomära und der danach. In eine andere, unbekannte, ungeahnte Welt, die eine grundlegende Umgestaltung unseres Denkens und unserer Arbeitsmethoden verlangte... Die Havarie hat den Menschen eine Reihe neuer, nicht allein wissenschaftlicher und technischer, sondern auch psychologischer Probleme aufgegeben. Ist es doch für das menschliche Bewußtsein schwer, sich mit der absurden Situation abzufinden, daß eine tödliche Gefahr keinerlei äußerliche Form wie Geschmack, Geruch oder Farbe aufweist und sich nur durch Spezialgeräte messen läßt. Die Gefahr ist eingegangen in den Wohlgeruch der Luft, in die weißen und rosa Apfelblüten, in den Staub der Wege und Straßen, in das Wasser der Dorfbrunnen, in die Milch der Kühe und ins frische Gemüse aus dem Garten – in die ganze idyllische Frühlingsnatur."

Etwas Unvorstellbares, nie Dagewesenes, so fährt unser Arzt-Schriftsteller fort, habe an die Pforten unseres Bewußtseins geklopft, und es müsse unser ganzes Tun und Trachten aktivieren, den kriegerischen, weltweiten Atom-Holocaust zu verhindern. Juri Schtscherbaks Klage über die Verletzung des Frühlings ist Ausdruck der Sorge um die, die nach uns kommen.

„Die Kinder", so sagt er, „ihre Gesundheit, das ist unsere Zukunft, ist das Leben unseres Volkes im 21. Jahrhundert. Diese Generation junger Menschen, die bis dahin ungestört aufwuchs, aber außerordentlich verletzbar, geistig und physisch noch nicht gefestigt ist, lernte mit einemmal das Unglück kennen. Manche von ihnen sahen die Leiden von Verwandten, erlebten die Evakuie-

Poet und Epidemiologe

rung... Die Kinder in der Evakuierung... Das Gedächtnis holt mir plötzlich ein Bild aus dem Jahre 1941 hervor – die Evakuierung aus Kiew. Ich erinnere mich, wie mich, ein siebenjähriges Bürschlein aus der Ukraine, meine erste Lehrerin Alexandra Iwanowna Bolschakowa im fernen Sysran beherbergte. Die dankbare Erinnerung an diese russische Frau wird immer in meinem Herzen leben. Aber ich erinnere mich auch des ständigen Gefühls der Unruhe, des Losgerissenseins vom Elternhaus, des Unnatürlichen, das da geschah."

Was der Augenzeuge von Tschernobyl sah, widerfuhr ihm einst selbst. Dennoch spricht aus seinen Beobachtungen, seinem kritischen Tatsachenbericht die Stimme der Hoffnung. Eine Zuversicht, die Entschlossenheit ausdrückt, dem Unnatürlichen künftig vorzubeugen. In der Prophylaxe sieht der Arzt und der Schriftsteller seine große Verantwortung. Nicht erst seit heute, doch heute mehr denn je.

Diese Verantwortung nahm Juri Schtscherbak schon wahr mit seinem Roman „Barrieren der Unverträglichkeit". Das Herz, mit dessen Schlag alles beginnt, mit dessen Versagen alles endet, steht im Zentrum aller Überlegungen Professor Kostjuks, der Chef einer Kiewer Klinik für Herzleiden ist. Für ihn ist dieses zerbrechliche Ding „ein Stück Fleisch, ein Beutel, der ein Leben lang nur die Systole (Zusammenziehung) und die Diastole (Erschlaffung) kennt". Jahrelang hat er sich zielstrebig darauf vorbereitet, diesen lebenswichtigen Muskel zu verpflanzen, ein hoffnungslos krankes Organ gegen ein gesundes auszutauschen, ein lebendes, ein junges unverbrauchtes obendrein. Der Arzt übernehme, so warnt ein erfahrener Kollege, eine schwere Verantwortung, wenn er die Symptome des Todes feststelle. Er beschwört Kostjuk, davon abzulassen, denn zum erstenmal in der Geschichte bekomme ein Arzt Interesse am Tod eines Menschen. Kostjuk jedoch will sich nicht abbringen lassen. Er ist davon überzeugt, daß solche Verpflanzungen sehr bald zu den Routineoperationen gehören werden. Trotz aller Entschiedenheit – noch immer ist das immunologische Problem, das der Gewebeunverträglichkeit, nicht gelöst. Für Kostjuk türmen sich Hindernisse auf: medizinische – moralische, Barrieren der Unverträglichkeit. Und als ihm eines Tages ein Spenderherz zur Verfügung steht, das einer jungen Verkehrstoten, die künstlich am Leben erhalten werden muß, da zögert er. Er hat den Fliesenfußboden des OP vor Augen, er hört das Klicken des Infusionsgerätes, er sieht in die erwartungsvollen Gesichter seiner Assistenten... Kostjuk kann und kann sich nicht entschließen...

So entläßt Schtscherbak den Leser in völliger Ungewißheit und macht damit seinen Autorenstandpunkt deutlich, er sieht in der Entwicklung und Einpflanzung von Herz-Prothesen die bessere Variante. Eine solche grundmoralische Behutsamkeit dem Leben gegenüber zeigt sich auch in seiner Auffassung, daß man die Medizin nicht zu einer kalten, leidenschaftslosen Wissenschaft erniedrigen dürfe, indem man sie der Herrschaft der Technik unterwerfe und sie auf Zahlen, Formeln und Fakten einenge. Bestrebungen dieser Art, so warnt er, könnten in der Endkonsequenz zu Verhaltensweisen führen, die den Forderungen des hippokratischen Eides entgegengesetzt sind. Keineswegs ist Juri Schtscherbak gegen die Anwendung mathematischer Methoden oder der Computertechnik in der Medizin. Ihm ist wesentlich, daß der menschlichen Verantwortung, daß dem Menschen Raum gegeben werde.

„Bereits heute ist klar", schreibt der Schriftsteller, „daß wir alle nach Tschernobyl, darunter auch Wissenschaftler und Schriftsteller, anspruchsvoller und strenger auf den widersprüchlich-dialektischen Charakter der Entwicklung der modernen technischen Zivilisation blicken werden. Wir werden darüber nachzudenken beginnen, wie oft wir, sowohl Wissenschaftler, als auch Schriftsteller, einem frohen Kälbchen gleich, das das neue Tor anstaunt, in Verzückung gerieten, anstatt ruhig, ausgewogen und objektiv die komplizierte und mehrdeutige Erscheinung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu analysieren..."

Ich erinnere mich an Juri Mykolajowytschs ausgedehnte Wanderungen durch die Stadt. Man kann sich ihm getrost als Fremdenführer anvertrauen. Da wartet man mit kaum gezügelter Ungeduld an der Ecke Swerdlowstraße auf Ampelgrün und hat das Gefühl, die Leute auf der anderen Straßenseite würden einander jeden Augenblick in die Arme stürzen... Man schlendert den Schewtschenko-Boulevard aufwärts bis zum Botanischen Garten, durchstreift das alte Podol mit seinem hundertfünfzigjährigen Kaufhof und dem Samson-Brunnen, man verweilt am Fuße des Andrijewski-Hügels, über sich die grüngoldenen Türme der Andreas-Kirche oder sitzt im Amphitheater des Oktoberplatzes in der Sonne...

Unser Schriftsteller hat der ukrainischen Prosa eine neue Komponente hinzugefügt: die komplizierte Welt der modernen Großstadt, die Denkungsart und Psyche ihrer Bewohner.

Seit Schewtschenko, dem Begründer des kritischen Realismus in der ukrainischen Literatur, steht das Dorf im Mittelpunkt künstlerischer Wirklichkeitsbetrachtung. Dieser Tradition folgten vornehmlich Poesie und Prosa bis in unsere Tage. Die Menschen in Juri Schtscherbaks Erzählungen wohnen in einer Stadtlandschaft südlichen Temperaments, einem nie versiegenden, sprudelnden Quell von Bewegung vergleichbar. Sie haben sich in den Vierteln der alten malerischen City ebenso häuslich eingerichtet wie in den ausufernden Neubaugebieten jenseits des großen Stromes, sie arbeiten in den Industrien, in den Instituten und wissenschaftlichen Laboratorien, sie verbringen ihre freie Zeit im Müßiggang auf ihrer grünen Magistrale, dem Kreschtschatik, in den zahlreichen Theatern, Sportstadien und Naherholungsgebieten. Fast die Hälfte der Ukrainer lebt in Städten. Zwei Millionen davon in Kiew. Schtscherbak hat manchmal das Empfinden, sie würden sich alle kennen. Wenn es wahr ist, wie die Statistiker behaupten, daß allabendlich 5000 Menschen in die zwölf Theater der Stadt strömen, so halten wir es für sehr wahrscheinlich, daß der Name dieses Schriftstellers für die meisten Kiewer einen guten Klang hat. Vor zwölf Jahren schrieb Juri Mykolajowytsch sein erstes Stück „Die Entdeckung". Inzwischen sind nicht weniger als sieben Dramen erfolgreich aufgeführt worden. Nicht zufällig wurde die im vorigen Jahr in Charkow inszenierte Dramatisierung seiner wohl umstrittensten Erzählung „Die kleine Fußballmannschaft" (nachzulesen in einer deutschsprachigen Ausgabe des Verlages Volk und Welt) Gegenstand heftigen Für und Widers. In dieser Geschichte um Leben und allzufrühen Tod des vielversprechenden jungen ukrainischen Lyrikers Leonid Kisseljow, der einer Leukämie zum Opfer fiel, treten zwei einander scheinbar widersprechende Wesensmerkmale Schtscherbakscher Prosa besonders deutlich zutage: sein Realismus, den manche Kritiker für Naturalismus halten, und eine romantische Weltsicht, die den besten Traditionen der ukrainischen Literatur geschuldet ist. „Die kleine Fußballmannschaft", als sie erschien, rief bei Lesern und Kritikern zunächst Ratlosigkeit hervor. Wie oft jedoch erschließt sich eine Geschichte erst allmählich dem Verständnis des Lesers. Überraschende neue Einzelheiten und Formexperimente müssen unserem, vielfach mit alten, liebgewordenen Vorstellungen und Gewohnheiten belasteten Bewußtsein erst vertraut werden. Diese Erzählung konfrontierte oder schockierte den Leser mit ebensolchen für die ukrainische Literatur bis dahin neuartigen Aspekten und Erzählweisen. Der Autor bezeichnet diese Geschichte als ein Oratorium für eine Singstimme und einen Kinderchor, und in der Tat hat diese Prosa Rhythmus, Klangfülle und Vielstimmigkeit eines musikalischen Werkes. Erlebnisse, Ereignisse und Gestalten folgen keinem chronologischen Ablauf, sondern dem freien, aber keineswegs willkürlichen Spiel der Gedanken und Assoziationen, da haben phantastische Situationen Platz neben dokumentarisch genauem Bericht, da steht harte Realität neben romantischem Traum. Aber der lyrisch beschwingte Grundton dieses kleinen Meisterwerkes kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es um Leben und Tod geht. Es hätte ebensogut auch Requiem für einen Freund heißen können. In einem seiner Augenzeugenberichte ergänzte unser Schriftsteller seine Geschichte nachträglich durch ein interessantes Wirklichkeitsdetail. „Der Sohn des Dichters Iwan Dratsch, ein Medizinstudent namens Maxim, einer der Helden meiner Erzählung ‚Die kleine Fußballmannschaft', mußte mehrere Tage und Nächte ohne Ablösung als Dosimetrist bei der Evakuierung der Bevölkerung von Tschernobyl arbeiten. Vor ihm liegen jetzt Testate und Examina. Aber sein erstes und wichtigstes Examen, das der Reife als Staatsbürger, hat er ehrenvoll bestanden."

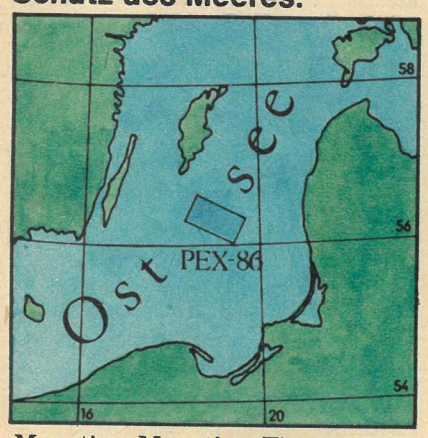
Juri Schtscherbaks Erzählung von der kleinen Fußballmannschaft ist ein Gesang der Hoffnung und des Lebenswillens, in dem Trauer und Freude, Zorn und Güte zusammentönen. Für den Dichter im Arztkittel, scheint mir, ist dies ein Programm, das er für seine künftige Arbeit entworfen hat, und von dem er auch unter den weiterreichenden, schmerzlichsten Erfahrungen jener tragischen Frühlingstage um kein Jota abzuweichen gedenkt. „Das Schicksal", schreibt er im Mai 1986, „gab uns Gelegenheit, über den Rand der Nacht hinauszublicken, jener Nacht, die anbrechen wird, wenn die atomaren Sprengköpfe zu bersten beginnen. Wenn es von meinem Willen abhinge, ich würde so viele entspannungsfeindliche Politiker wie möglich nach Tschernobyl bringen: mögen sie sehen, nachdenken, schlußfolgern, solange noch Zeit ist."

Zusatzfotos: APN/Iwanow, ADN-ZB/TASS.

Im Arbeitskabinett des Schriftstellers, an der Wand die Porträts von Taras Schewtschenko und Lesja Ukrainka (links). Juri Mykolajowytsch mit seiner Frau (rechts).

Das Gesicht der

Knapp viermal so groß wie die DDR ist die Ostsee. Mit ihren 15 000 Jahren ist sie eines der jüngsten und am meisten erforschten Meere unseres Planeten. Dennoch zeigt ihre Karte noch immer weiße Flecken, hält das Meer noch viele seiner Geheimnisse in den Tiefen verborgen. Sie zu entdekken, lief das bisher größte Ostsee-Experiment PEX 86 ab. An ihm nahmen gleichzeitig 13 Forschungsschiffe, unterstützt von Flugzeugen und Satelliten, aus allen Anliegerstaaten teil. Auf einem Gebiet in der östlichen Gotlandsee wurden umfangreiche Messungen vorgenommen, die einem großen Anliegen dienen: dem Schutz des Meeres.

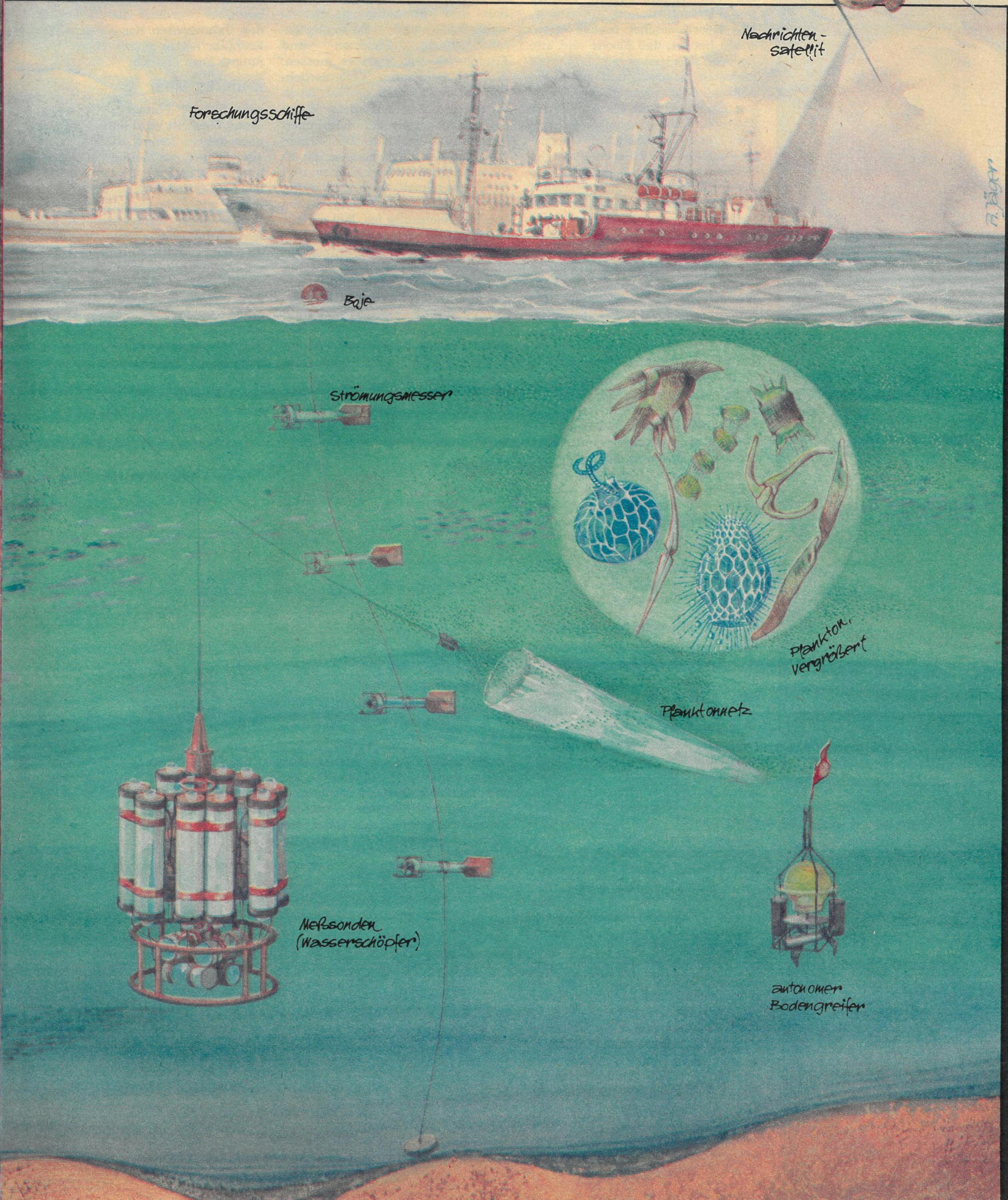


Manntje, Manntje, Timpe, Te… Wer kennt nicht das Grimmsche Märchen vom Fischer und syner Fru, die kümmerlich „in ihrem Pisspott“ lebten? Von bettelarmen Fischern erzählen auch Geschichten aus dem skandinavischen Raum. Man kommt zu dem Schluß – dies Gewerbe ist wenig einträglich. Fischfang hat offenbar viel mit Zufall und Erfahrung zu tun.

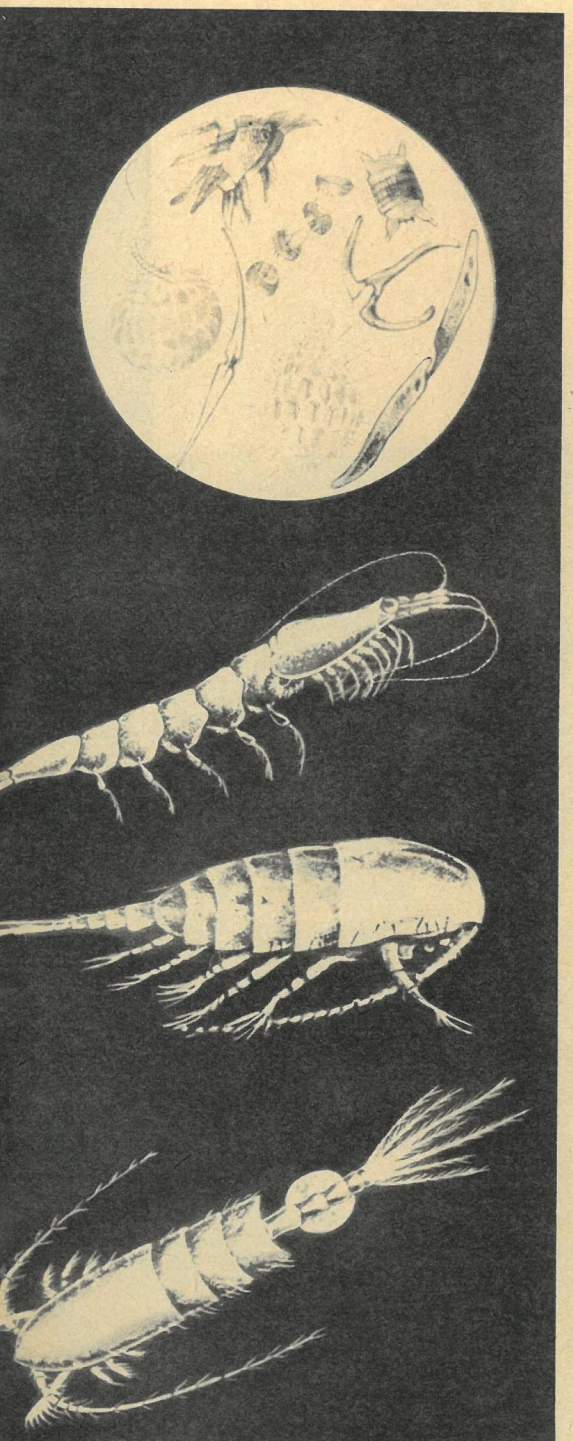
Schon im vorigen Jahrhundert begannen die Meeresforscher die Ozeane näher zu untersuchen. Das englische Segelschiff „Challenger“ nahm zwischen 1872 und 1876 rund um den Erdball Wasserproben und Temperaturmessungen vor, sammelte Pflanzen und Lebewesen aus der Tiefe der See. Doch eine systematische Suche nach den Gesetzmäßigkeiten, wie und unter welchen Umständen sich zum Beispiel die für unsere Ernährung wichti-

Ostsee

Ein Beitrag
von Sonnhild Kutschmar



Das Gesicht der Ostsee



Nahrungskette im Meer: Auf dem pflanzlichen Plankton (im oberen Kreis) weiden kleine Krebse, die bis 5 cm langen Enphansiden und Ruderfußkrebse (Abbildungen darunter), die nur 3,5 oder 7 mm lang werden. Von diesen Tieren ernähren sich Fischlarven und Fische (Kreis unten).

gen Fische vermehren und ihre Standorte wechseln, das blieb den Ozeanologen des 20. Jahrhunderts vorbehalten. Diese haben ihre Forschungsziele inzwischen weiter gesteckt. So ist die Kenntnis der Nahrungskette im Meer heute nur Teil der viel umfassenderen ökologischen Untersuchungen.

Die Meeresforscher fanden inzwischen heraus, daß Fische und ihre Larven sich unter anderem von kleinsten Krebsen und Algen ernähren, dem sogenannten Plankton. Das pflanzliche Plankton (auch Phytoplankton genannt) wächst in der lichtdurchlässigen Oberflächenschicht des Meeres, wenn im Wasser bestimmte Nährstoffe wie Phosphat, Nitrat, Silikat, Stickstoff und Kohlendioxid enthalten sind. Darüber jedoch entscheiden unter anderem Strömungen und Wassertemperaturen. Nährsalz spielt im Meer eine ähnliche wichtige Rolle wie Kochsalz in der Suppe. Hier Würze, da Voraussetzung für Fruchtbarkeit und Fischreichtum eines Seengebiets. Wellen, Wind, Strömung und Jahreszeiten sind schließlich schuld daran, daß alle diese wichtigen Komponenten im Ozean nicht gleichmäßig verteilt, sondern fleckenhaft auftreten.

Doch über das genaue Zusammenspiel aller genannten Kräfte und Stoffe – darüber war wenig bekannt. Einige Antworten auf diese ökologischen Fragen, zu denen auch die Bewirtschaftung der Fischbestände gehört, gab das bisher in der Ostseeozeanographie einmalige Experiment PEX 86. Dessen Name „Patchiness Experiment“ ist vom englischen Wort patches – Flecken – abgeleitet.

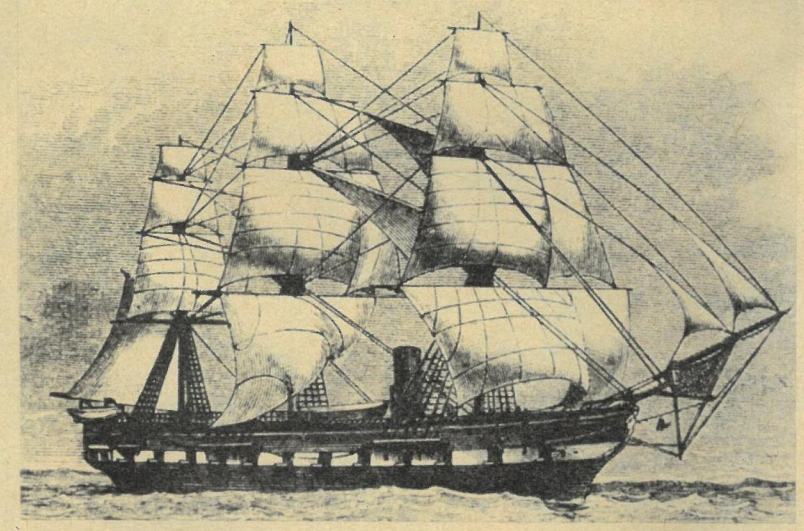
Sieben auf einen Streich

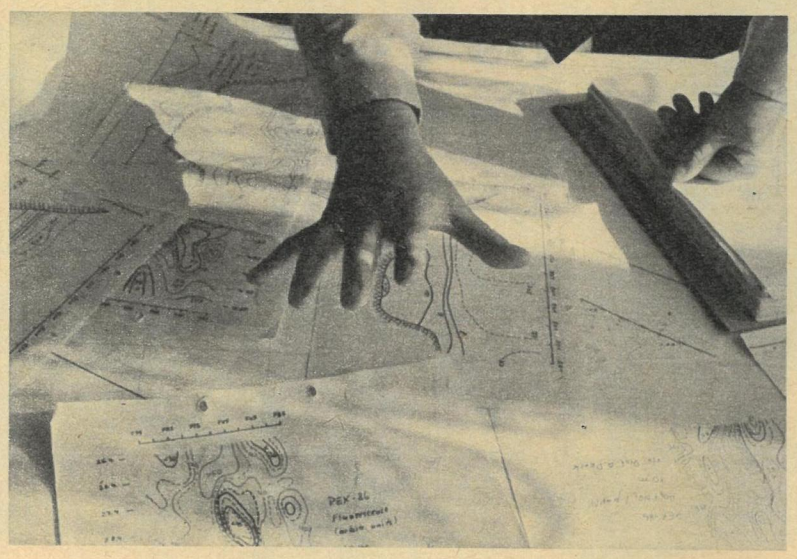
In Tallinn hatten 1983 die sieben Ostseeanliegerstaaten den Plan für dieses Experiment ersonnen. Drei Jahre gingen jedoch für die Vorbereitung ins Land, bis alle 13 Forschungsschiffe bereitstanden, bis man ein Standardprogramm für physikalische, chemische und biologische Messungen erarbeitet hatte. Ende April 1986 war es dann soweit. Im vorgesehenen Untersuchungsgebiet nahe der Insel Gotland starteten die Schiffe von einer Linie aus, wie Läufer auf der Aschenbahn. Im Karree, jeweils zwei Seemeilen voneinander entfernt, fuhren die „Aranda“ aus Finnland, die schwedische „Argos“, die sowjetische „Arnold Veimer“, das BRD-Schiff „Gauß“, das Forschungsschiff der DDR „Professor Albrecht Penck“, im Wechsel das sowjetische Schiff „Lew Titow“ und die „Svanik“ aus Schweden. Drei Wochen lang, bis zum 10. Mai, nahmen sie täglich die gleiche Route – 40 Seemeilen hin und abends wieder zum Ausgangspunkt zurück. Dabei stoppten die Schiffe stets an elf verschiedenen Punkten und nahmen gleichartige Messungen vor. „Warum so viele Schiffe?“ fragten wir die wissenschaftlichen Leiter vom DDR-Forschungsteam auf der „Professor Albrecht Penck“, Dr. Sigurd Schulz und Dr. Wolfgang Matthäus aus dem Akademie-Institut für Meereskunde in Warnemünde: „Ein Schiff allein kann zu einer bestimmten Zeit nur an einem Ort Temperatur, Dichte, Salz- und Nährstoffgehalt, Durchsichtigkeit und Strömungsgeschwindigkeit, Plankton- und Fischgehalt des Wassers messen. Bei der bekannten Veränderlichkeit ozeanologischer Größen ist in Raum und Zeit auf diese Weise keine Wiedergabe der natürlichen Verhältnisse möglich. Die Ergebnisse werden notgedrungen immer Einzeluntersuchungen bleiben, und die Aussagekraft wäre sehr zufällig.“ Schickt man aber sechs Schiffe gleichzeitig los, läßt sie mit mehrmaliger Wiederholung messen, so erhält man vom untersuchten Seegebiet ein genaues Bild über dessen Zustand, eine – wie die Meeresforscher sagen – komplette Zeitreihe. Dazu nahmen die restlichen Forschungsschiffe spezielle Untersuchungen vor. So analysierten sie die Sedimentationsrate des Plankton, das heißt die Zeit, in der sich Planktonreste auf dem Meeresboden ablagern, oder registrierten die Oberflächendrift. Senkrecht an Bojen herabgelassene Strömungsmesser zeigten die Bewegung im Wasser an. Alles zusammengenommen mit der Auswertung von Flugzeug- und Satellitendaten ergab ein genaues „Frühjahrs“-Gesicht dieses Teils der Ostsee. Wie der Mensch mit dem Lebensalter wechselt das Meer mit den Jahreszeiten das Gesicht. Im Frühjahr hat es aktive Züge, einer jungen Frau ähnlich.

Blüte im Meer

Alle Falten, Fältchen, Grübchen dieses Gesichts wird man wohl erst nach Jahren kennen. Dann, wenn alle Daten zueinander in Beziehung gesetzt sind. So etwa drückten sich Dr. Schulz und Dr. Matthäus aus. Die Ergebnisse aller Schiffe liegen inzwischen im Datenverarbeitungszentrum des Internationalen Rates für Meeresforschung in Kopenhagen vor. Gegenwärtig sind die Ozeanologen dabei, ihre Erkenntnisse für die erste große Arbeitskonferenz zur Auswertung des Patchiness-Experiments auszuarbeiten. Sie wird im Mai dieses Jahres in Vilnius stattfinden.

Die DDR-Wissenschaftler werden dort interessante Ergebnisse vorlegen, die den Zusammenhang zwi-





Mit der englischen Korvette „Challenger“ begann die systematische Erforschung der Ozeane. – „Alle Anliegerstaaten haben großes Interesse daran, den natürlichen Zustand der Ostsee zu erhalten“, ist die Meinung von Dr. Sigurd Schulz (im Bild links) und Dr. Wolfgang Matthäus vom Institut für Meereskunde in Warnemünde. Unten: Neue Ergebnisse zur Temperatur- und Nährstoffverteilung in der Ostsee legten jetzt DDR-Wissenschaftler vor.

schen dem Salzgehalt, der Temperatur, Nährstoffverteilung und der Fluoreszenz des Phytoplanktons betreffen. Während ihrer Frühjahrsblüte, einer ähnlichen jahreszeitlichen Erscheinung wie an Land, leuchten die kleinen Algen des pflanzlichen Planktons wie Glühwürmchen, wenn man es mit Licht in bestimmter Wellenlänge bestrahlt. Dieses Leuchten ist ein Maß für ihre biologische Aktivität. Zu dieser Jugendzeit sind die Algen ein Leckerbissen für andere Meeresbewohner. Das Plankton breitet sich dann wie Wolken im Wasser aus, und diese Wolken sind an den Stellen besonders groß und dicht, wo sie viel Nährsalz, also viel Nahrung, finden. Die Wissenschaftler aus Warnemünde entdeckten, daß dieser Salzgehalt in bestimmter Weise mit der Temperatur und der Dichteverteilung im Wasser in Beziehung steht. Planktonwolken zur Blütezeit können bis zu zehn Kilometer lang sein. Ihre Tiefe braucht dabei aber nur wenige Dezimeter zu betragen. Ist die Blütezeit überschritten, altert also die Wolke, regnet das Phytoplankton in die Tiefe ab. Dann ist es nicht mehr nutzbar als Nahrung für Krebse und Fischlarven, die darauf weiden. Treffen diese also nicht zur Planktonblütezeit ein, kann eine ganze Generation – oder besser Population – von Meerestieren durch Nahrungsmangel verlorengehen. Dann warten wir vergeblich auf den so beliebten Hering, Dorsch und Sprott.

An diesem Beispiel zeigt sich, wie eng Ergebnisse der Grundlagenforschung und ökonomischen Bewirtschaftung der Ostsee zusammengehören. Experten, die jedes Jahr von der Entwicklung und Vermehrung der Bestände die zu vergebenden Fangquoten ableiten, bekommen präzisere Anhaltspunkte.

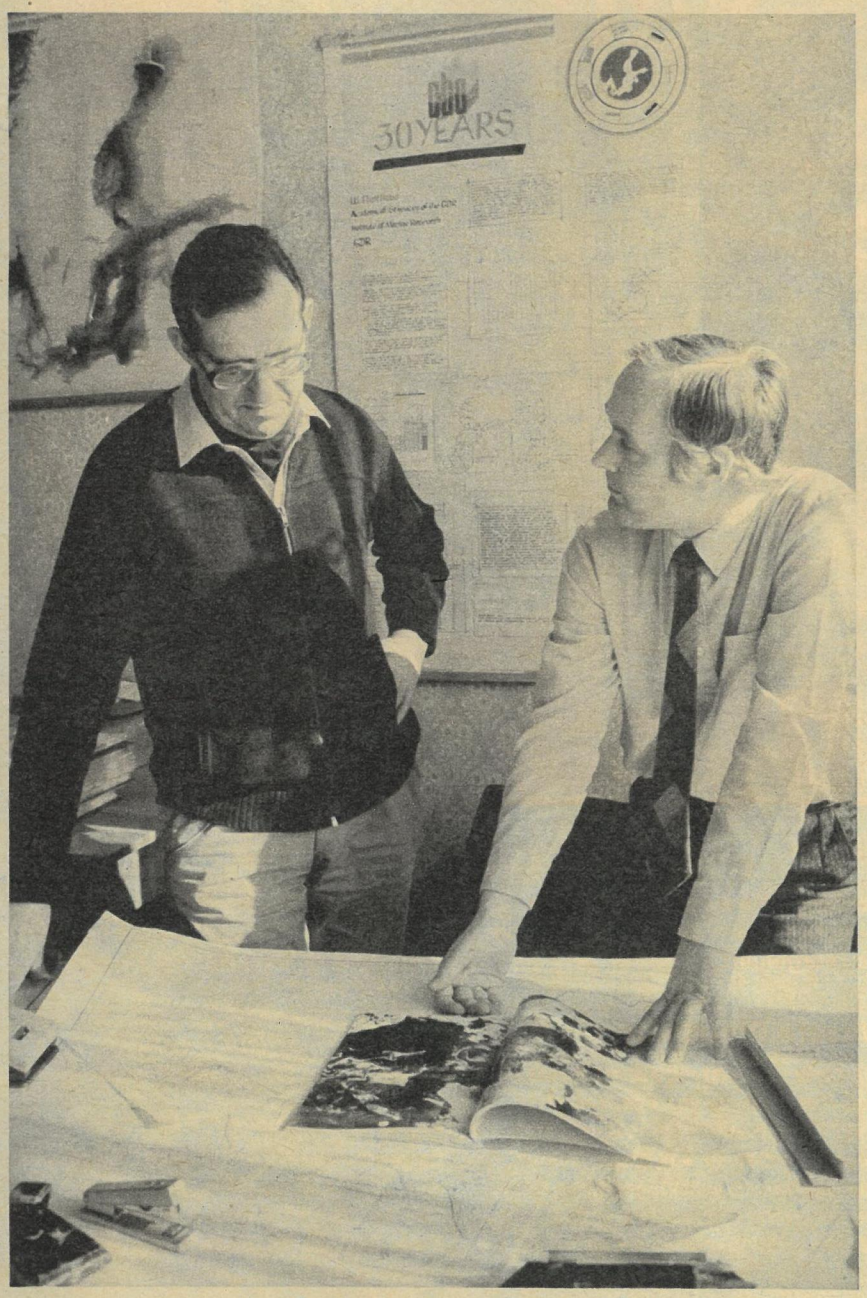
Verhältnisse im Haus

„Jedermann will wissen, was in seinem Haus vor sich geht, um das Geschehen zu beeinflussen", meint Dr. Schulz. „Von dem griechischen Wort Oikos – Haus – leitet sich die Bezeichnung für einen ganzen Wissenschaftszweig ab – die Ökologie." Diese umfaßt unsere Kenntnisse über das Zusammenleben von Menschen, Tieren, Pflanzen und ihre Umwelt, über ihre Nahrungsbeziehungen, ihre Energieflüsse... Jahrelange Standarduntersuchungen in allen Anrainerstaaten haben die Ostsee zu einem der bestuntersuchten Meere der Erde gemacht. Das Anliegen von PEX 86 bestand darin, die Ökologie der Ostsee noch genauer kennenzulernen, um sie noch besser bewirtschaften und schützen zu können. Kennt der Mensch die Gesetzmäßigkeiten eines Meeres, kann er auch die von ihm verursachten Umweltbelastungen exakter einschätzen, die der Ostsee vorwiegend durch die sie umgebenden hochentwickelten Industriestaaten zugefügt werden. Erst 15 000 Lenze zählt unsere Ostsee. Sie ist damit – im Verhältnis zu anderen Meeren – recht jugendlich und entsprechend empfindlich. Dieses „Zartbesaitetsein" ergibt sich vor allem aus ihrer geographischen Lage als halbgeschlossenes Brackwassermeer. In ihm herrschen daher spezifische ozeanologische Bedingungen, die es vor Belastungen zu schützen gilt. „Die Anliegerstaaten", so die Forscher, „haben ein großes Interesse daran, den natürlichen Zustand der Ostsee zu erhalten. Schließlich dient sie uns zur Erholung, als Transportweg, Rohstoff- und Nahrungsquelle. Mit der Helsinkikonvention zum Schutze der Ostseeumwelt haben die Anrainer sich eine gemeinsame Organisation geschaffen, die diesem Ziele dient."

Lange Tradition hat die friedliche Zusammenarbeit der Ozeanologen aus den Anliegerstaaten. Im März 1957, vor dreißig Jahren also, ergriffen vier Wissenschaftler, Ilmo Hela aus Finnland, Börje Kullenberg aus Schweden, Johannes Krey aus der BRD und der sowjetische Meeresforscher Wladimir A. Lednew aus Leningrad, die Initiative und gründeten die Konferenz der Ostseeozeanographen. Ihr erster Tagungsort war Helsinki. Bis heute kam man fünfzehnmal in verschiedenen Hafenstädten der Anrainer zusammen, um wichtige meereskundliche Probleme zu beraten und Forschungsvorhaben zu planen und zu koordinieren. Auch die Anregung für PEX 86 und die drei früheren großen internationalen Ostseeuntersuchungen gingen von dieser Konferenz aus.

Die Ostsee wurde vor Jahren zum „Meer des Friedens" erklärt. Das ist beileibe keine leere Floskel. Die sieben Anliegerstaaten verwirklichen täglich, ohne viel Aufhebens, Wissenschaftskooperation von Ländern unterschiedlicher Gesellschaftsordnung. Jetzt, ein Jahr nach PEX 86, liegen die ersten Ergebnisse zur Auswertung des Experiments vor. Um alle Daten richtig zu deuten, Gesetze abzuleiten, werden noch mehrere Zusammenkünfte nötig sein.

Und doch denken Wissenschaftler wie Dr. Matthäus und Dr. Schulz an nächste, gemeinsam zu lösende Probleme. „Das Blaualgenblühen, das dem Urlauber im Sommer auffällt, müßte man mal untersuchen..." Noch Zukunftsmusik zwar, aber sie zeigt, daß an Themen für die Zusammenarbeit kein Mangel besteht.



Zeichnung: Roland Jäger. Fotos: Detlev Steinberg, „Das Weltmeer". Berlin 1985.

Im nächsten Heft:

Nach 42 Jahren...

Der Dichter Jewgeni Dolmatowski, der am 2. Mai 1945 seine Gedichte am Brandenburger Tor vor den Siegern über den deutschen Faschismus vortrug, kam 42 Jahre später – als Gast unserer Redaktion – abermals nach Berlin.

Foto: D. Steinberg

Gesundheit auf leisen Sohlen

Ein Milchtrunk besonderer Art wird jetzt unseren Schülern angeboten. Dieser enthält zuckerreduzierte Aromen, ohne daß der Geschmack verlorengeht. Sein großer Vorzug: eine langfristig wirkende Waffe gegen die Karies.

Zu zweit an der Trasse

Sabine und Klaus Kolberg tauschten für einige Jahre ihr Zuhause am Rande des Harzes gegen das unbequeme Leben auf einer Baustelle im Ural.

Ein „kaltes Feuerwerk"

...nennt DDR-Biologe Dr. M. Freude die Farbenpracht dieser Lebewesen des Weißen Meeres. Pflanzen oder Tiere? – Wir folgen ihren Spuren am Polarkreis.

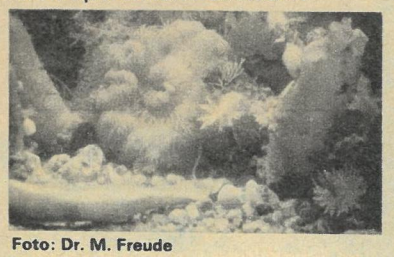


Foto: Dr. M. Freude

Mikroorganismen als Heinzelmännchen

Die Wissenschaft als Wegbereiter zur Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Eine Augenweide besonderer Art verspricht den Berlinern und ihren Gästen eine große Ausstellung von Werken der dekorativen und angewandten Kunst, von den Museen des Moskauer Kreml zum Jubiläum unserer Hauptstadt im Berliner Bodemuseum ausgerichtet. FREIE WELT stellt Stücke dieser am 9. Mai beginnenden Schau vor.

KREML-SCHÄTZE IN BERLIN

7 FREIE WELT

Artschak, russischer Sattel, XVII. Jahrhundert Foto: Juri Grigorow

Text: J. W. Tichomirowa

Eine reichhaltige, in ihrer Art einmalige Sammlung kostbarer Zaumzeuge und Sättel bewahren die Museen des Moskauer Kreml auf. Aus ihr sind jene russischen Sättel hervorzuheben, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hergestellt wurden und eine neue Form, „Artschak" genannt, darstellen. Der hier abgebildete kleine Sattel oder „Artschak" entstand in den Werkstätten des Kreml-Marstalls. Ein an den Sitz anknöpfbares, kunstvoll besticktes Kissen, niedrige, breite Bögen, die mit vergoldetem Silber umrahmt und mit heraldischen zweiköpfigen Adlern und Pflanzenornamenten geschmückt sind, geben diesem Stück ein repräsentatives höfisches Gepräge. Der Sattel ist mit grünem Samt bezogen und mit einem Ornament aus silbernen und goldenen Fäden auf dünner Lederdecke bestickt. 1982 wurde dieser „Artschak" in den Museumswerkstätten von der Restauratorin J. Katschanowa in voller Schönheit wiederhergestellt und auf einer Ausstellung „Die Restaurierung von Kunstwerken in der UdSSR" in Moskau vorgeführt.

Unsere Preisfrage:

Die harte und leistungsfähige Rasse der Don-Pferde wurde von Kosaken im 18. und 19. Jahrhundert herausgezüchtet. Heute kommen sie aus einem Gestüt, das den Namen eines legendären Kommandeurs der Roten Reiterarmee trägt, dessen Lieblingspferde sie waren. W i e h e i ß t d i e s e r M a n n ?

Schreiben Sie Ihre Antwort auf eine Postkarte und schicken Sie diese bis spätestens 10. Mai 1987 (Poststempel) an FREIE WELT,
Postfach 10, Berlin, 1056

Auflösung und Preisträger in Heft 11/87

So war es richtig in Heft 7/87: Florett.

Es gewannen: 100,– M: Frieda Otte, Wismar; 75,– M: Gerd Janka, Zwickau; je 50,– M: Gerhard Maschke, Meißen; Andreas Turk, Berlin; Maria Haack, Schwerin.